

HERAUSGEGEBEN VOM GRENZFRIEDENSBUND

Anschrift:

Marientreppe 10 • 24939 Flensburg

Geschäftsführerin:

Ingrid Schumann

Sprechzeit:

Dienstag und Donnerstag, 09.00-12.00 Uhr Mittwoch, 09.00-16.00

Uhr Telefon (04 61) 2 67 08 • Telefax (04 61) 2 67 09

Außerhalb der Geschäftszeit (04 61)5 05 40 97

Beitrag:

20 DM für Einzelmitglieder 40 DM für Verbände, Schulen usw.

Bankverbindungen:

Flensburger Sparkasse (BLZ 215 500 50) 2 001 020

Sparkasse NF Husum (BLZ 217 500 00) 13 862

Postbank: Hamburg (BLZ 200 100 20) 114 07-206

INHALT Seite

Siegfried Matlok

Das deutsch-dänische Grenzland
in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.....33

Rene Rasmussen

Flensborg Avis und die deutsche Besetzung
Dänemarks am 9. April 1940.....46

Elisabeth Jacobs

Das Industriemuseum Schleswig -
ein grenzübergreifendes Projekt.....62

Umschau ab Seite 71

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.

Einzelheft 6,- DM.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion der Grenzfriedenshefte:

Dr. Ulf von Hielmcrone (V.i.S.d.P.), Süderstraße 14, 25813 Husum Dr. Jörn-Peter Leppien, Libellenring 15, 24955 Harrislee Dr. Matthias Scharl, Friedrichstal

55, 24939 Flensburg Redaktionsanschrift: Marientreppe 10, 24939 Flensburg

Satzerstellung: Satzkontor CICERO GmbH, Graf-Zeppelin-Straße 22, 24941

Flensburg Telefon 04 61 / 9 33 04 • Telefax 04 61 / 9 43 55

Druck: Druckzentrum Harry Jung, Am Sophienhof 9, 24941 Flensburg

Das deutsch-dänische Grenzland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Rede auf der Mitgliederversammlung des Grenzfriedensbundes 1999

von *SIEGFRIED MATLOK*

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich will zunächst einmal dem Grenzfriedensbund herzlich danken für die gradlinige Politik über Jahrzehnte. Es hat mich gefreut, persönlich gefreut, daß ihr langjähriger Vorsitzender, Arthur Thomsen, den deutsch-dänischen Grenzlandpreis erhalten hat, und es hat mich gefreut, daß mit Lothar Hay als Vorsitzendem der SPD-Landtagsfraktion wieder ein Politiker aus dem Landesteil Schleswig eine besonders maßgebliche Rolle in der schleswig-holsteinischen Landespolitik spielt. Ich freue mich darüber, daß er gemeinsam mit anderen das Prinzip des Gleichgewichts im deutsch-dänischen Grenzland unterstrichen hat, selbst in schwieriger Haushaltslage - und damit will ich z.B. weder die Rolle des Landtagsabgeordneten von Hielmcrone oder etwa des Bundestagsabgeordneten Manfred Opel unterschätzen. Es ist gut, daß es nach dem teilweise leider selbstverschuldeten Ausfall des Deutschen Grenzvereins noch eine geistige Kraft im deutsch-dänischen Grenzland gibt, die eine ernst zu nehmende deutsche Stimme erhebt und dabei auch deutsche Interessen definiert.

Ich will die Tatsache, daß der Vorsitzende der dänischen Minderheit, Heinrich Schultz, hier ist, mit folgendem Hinweis verbinden: Die Dänen, sie mögen keine Deutschen südlich der Grenze, die nicht wissen, woher sie kommen, und die nicht wissen, wohin sie wollen. Die nationalbewußten Dänen wünschen sich Deutsche, die mit ihrer Identität in sich selbst gefestigt sind, die auf solider Grundlage stehen und die dennoch gute Nachbarschaft pflegen in Respekt vor der Eigenart des anderen. Ich finde, das ist ein ganz wichtiger Schlüsselsatz, um zu begreifen, was hinter der Philosophie des Grenzlandes steckt. Die Haltung des Grenzfriedensbundes ist deshalb nicht etwa Rückfall in den kalten Krieg des Grenzlandes, also kein Gegensatz. Der Grenzfriedensbund ist vielmehr ein wichtiger Sachverwalter in einer Partnerschaft, die nur dann aus meiner Sicht Stärke vorweisen kann, wenn beide Partner aus sich selbst heraus geistig und materiell gleichwertige Partner sind.

Lassen Sie mich nicht nur auf einige psychologisch entscheidende Faktoren hinweisen.

Deutschland ist natürlich nicht zuletzt seit der Wiedervereinigung 1990 noch viel

größer als Dänemark, Dänemark ist viel größer als Schleswig-Holstein, Schleswig-Holstein ist viel größer als Nordschleswig, Nordschleswig ist viel größer als die Stadt Flensburg bzw. der Kreis Nordfriesland oder Schleswig-Flensburg, und die dänischen Kommunen sind viel größer als die meisten südlich der Grenze. Die dänischen Kommunen verfügen sogar über eigenes Steuerrecht, ja, die Ämter (Kreise) und Kommunen verwalten in Dänemark gemeinsam durch eine ganz entscheidende dezentrale Finanzhoheit insgesamt Zwei Drittel aller öffentlichen Ausgaben. Ein anderer Unterschied im psychologischen Umfeld Grenzland: Die deutsche Minderheit war 1920 fast dreimal so groß wie die dänische Minderheit. Heute ist es genau umgekehrt. Das sind Faktoren, die immer wieder zu berücksichtigen sind, wenn wir über deutsch-dänisches Miteinander und Füreinander heute im Grenzland sprechen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, in früheren Jahrhunderten waren die deutsch-dänischen Unterschiede im Grenzland wahrlich ganz anders. Wer in den nördlichen Gegenden des Herzogtums Schleswig in der Regel nicht hölzerne Schuhe trug oder wer ein Verdeck auf dem Wagen hatte oder auf einem englischen Sattel ritt, wer ein Geistlicher, wer ein ansehlicher königlicher Beamter oder modern gekleidet war, den konnte man damals auf deutsch anreden, der verstand die deutsche Sprache. Alle übrigen sprachen dänisch. So „einfach“ war es damals.

Lassen Sie mich dazu eine Persönlichkeit - aus meiner Sicht jenen Dänen, der noch berühmter ist als dieser von Lothar Hay gerade erwähnte Fußballer Michael Laudrup - zitieren: nämlich H.C. Andersen. Er hatte ja ein ganz besonders enges Verhältnis zu Deutschland, dadurch, daß er in Weimar enge Beziehungen zu Goethe und Schiller pflegte. Er bezeichnete Weimar als seine zweite Heimat, wo - wie er sagte - sein Herz immer lachte. Über ihn wurde 1845 in einer preußischen Zeitung geschrieben: „H.C. Andersen ist hier, und er gehört mehr zu Deutschland als zu seinem Vaterland!“ Das schreibt er 1845 selbst ganz stolz in sein Tagebuch, doch am 16.4.1864 notierter: „Ich bin zu Tode betrübt, ich habe nie mehr Wohlwollen getroffen als in Deutschland, habe so viele Freunde, und nun reißt es mein Herz kaputt. Ich muß als Däne zu allen meine Beziehungen abrechnen, ich kann mich mit ihnen nicht mehr treffen.“ Das ist H.C. Andersen, symbolisch für das, was danach kam, nach 1848-49, nach 1864. Das, was die Dänen ja noch heute als ihr großes Trauma bezeichnen: Verlust Sønderjyllands, Nordschleswigs.

1920 folgte die Volksabstimmung, die ja zwei unterschiedliche Abstimmungsformen mit sich brachte. Auf der einen Seite das en-bloc-Resultat, da war das Gesamtergebnis allein entscheidend, während auf der anderen Seite gemeindeweise abgestimmt wurde. Damals gab es für kurze Zeit sogar einen Staat

Schleswig, den Plebiszitstaat Schleswig. 1920 wurden zum ersten Male Plakate als Massenkommunikationsmittel eingesetzt. Es gab deutschsprachige dänische Plakate, die um die dänischen Arbeiter in Flensburg warben - u.a. mit dem Hinweis, man möge sich doch für Dänemark entscheiden, weil die dänische Krone achtmal mehr wert sei als die deutsche Mark! Interessant in diesem Zusammenhang ist auch, daß der dänische Arbeiterführer Stauning, später als sozialdemokratischer Regierungschef praktisch der Vater des modernen Dänemarks, 1920 den dänischen Arbeitnehmern in Flensburg empfahl, sich für Deutschland zu entscheiden, weil er sagte: „Da ist das Internationale, und Deutschland hat eine sozialdemokratische Regierung. Das Nationale können wir den Schiffsreedern und den Großgrundbesitzern in Dänemark überlassen.“ Die Entscheidungen 1920 waren zwar klar, doch fand das Abstimmungsergebnis nie eine völkerrechtliche Anerkennung - auch nicht durch die Weimarer Regierung. Es kam lediglich ein Rahmenabkommen zustande, worin Dänemark und Deutschland sich darüber einigten, daß die Deutschen aus dem Rutebülller See etwas Schilf holen konnten zur Holzschuhproduktion, und außerdem wurden einige Fischereirechte in der Sonderburger Bucht geregelt. Über den Rest war man sich jedoch uneinig.

Dennoch war es bemerkenswert, daß in den 30er Jahren der Vorsitzende der deutschen Minderheit, Pastor Schmidt-Wodder, auf dem Völkerbundkongreß in Genf über unser Grenzland erklärte: „Hier gibt es ein europäisches Modell zwischen Deutschen und Dänen!“ Deswegen bin ich übrigens immer ein bißchen vorsichtig mit diesem Wort „Modell“. Es lief bekanntlich ganz anders, es folgte am 9. April 1940 die deutsche Besatzung, die tragische Besatzung des neutralen Dänemarks, das noch 1939 einen Nichtangriffspakt mit Deutschland geschlossen hatte. Rund 90 Prozent der deutschen Volksgruppe (damals gab es ja keine Meinungsumfragen) hofften beim Einmarsch deutscher Truppen auch in Nordschleswig auf eine Grenzrevision, doch Hitler hatte ganz andere Interessen. Sein operatives Ziel mit dem Feldzug „Weserübung“ gegen Dänemark und Norwegen galt dem schwedischen Erz via Narvik, um so die deutsche Rüstungsindustrie in Gang zu setzen und um weitere Eroberungskriege zu führen. Ich muß als Vertreter der deutschen Minderheit feststellen, daß die deutsche Minderheit zunächst die Besetzung Dänemarks für sich nutzte und mißbrauchte. Es dauerte zu lange, bis die Minderheitenführung erkannte, daß man selbst in Berlin gar keine Grenzverschiebung wollte.

Daraus sind aus meiner Sicht zu spät Schlüsse gezogen worden. Die deutsche Minderheit hatte noch bis etwa 1937-1938 einen eher „moderat“ national-konservativen Kurs gesteuert, danach hatte der scharfe, radikale Kurs des Nationalsozialismus, aus Deutschland (und vor allem aus Schleswig-Holstein) kommend,

die Macht auch in Nordschleswig übernommen. Zur Wahrheit gehört auch, daß Dänemark bis August 1943 eine Zusammenarbeitspolitik mit der deutschen Besatzungsmacht führte, wobei ich allerdings gleich hinzufügen möchte, daß manche dänischen Wissenschaftler deshalb von einer Kollaboration der dänischen Regierung mit Hitler-Deutschland sprechen. Das ist aber nicht der Fall gewesen, sondern es ist eine Art Vertragspolitik geführt worden, die das entscheidende dänische Ziel verfolgte, Dänemark sozusagen so glimpflich wie möglich durch den Krieg zu führen. Ausschlaggebend für die offizielle Haltung Dänemarks war damals, daß man Nordschleswig, das bis 1920 ja 56 Jahre unter Preußen stand, nach der Besetzung nicht wieder - existenzbedrohend für die Nation - aufs Spiel setzen wollte.

Das sind einige der historischen Eckdaten, die wir nicht vergessen dürfen.

Nach der Besetzungszeit, nach der Befreiung, die in Dänemark ja schon am 5. Mai 1945 stattfand, fand dann eine Rechtsabrechnung statt, teilweise leider auch aufgrund von Gesetzen mit rückwirkender Kraft.

Bei der Rechtsabrechnung waren von denen, die verurteilt worden sind, insgesamt 20 Prozent von der deutschen Minderheit, also anteilmäßig natürlich weit mehr, als was die deutsche Minderheit prozentual ausmacht. Ich will hier eindeutig sagen, daß die führenden Vertreter der deutschen Minderheit große Schuld auf sich geladen haben, aber trotzdem haben es auch Dänen (übrigens auch unmittelbar nach 1945) als ungerecht bezeichnet, daß die Frontsoldaten aus der deutschen Minderheit durch die Rechtsabrechnung (so hart) bestraft wurden. Die deutsche Minderheit war aber im Gegensatz zu anderen deutschen Minderheiten in Europa immerhin keine fünfte Kolonne beim Einmarsch deutscher Truppen 1940 gewesen. Deshalb gab es auch nach 1945, selbst in dieser so schwierigen Zeit zwischen Deutschen und Dänen, keinen entscheidenden dänischen Versuch, etwa die deutsche Minderheit zu deportieren.

Mit moralischer Legitimation hätte Dänemark niemals mit größerem Recht die Grenze von 1920 verändern können als nach 1945. Das geschah jedoch nicht. Ein dänischer Regierungschef (Hedtoft) soll auf die Frage, warum man denn nicht die dänischen Südschleswiger ins dänische Reich heimholen wolle, folgendes geantwortet haben: „Ein Schmidt reicht uns!“ Damals vertrat Hans Schmidt-Oxbüll die deutsche Minderheit im Folketing, und der Hinweis des Staatsministers bezog sich darauf, daß es ja auch einen Hanno Schmidt gab in Flensburg, den man nun nicht unbedingt auch noch im dänischen Folketing haben wollte. Entscheidend ist, daß von dänischer Seite festgehalten wurde: Die Grenze liegt fest! Und just ein dänischer Mann, nämlich der damalige Außenminister Christmas Möller, der 1942 vor den Nazis nach England geflohen war und dort den Widerstandskampf organisiert hatte, just er, der anno 1920 noch für Flensburgs Anschluß an Däne-

mark agitiert hatte, sagte nun: „Schluß mit dieser Abenteuerpolitik. Wir müssen versuchen, mit Deutschland eine neue Regelung zu finden.“ Die dänische Regierung ist dann 1947 über die Südschleswigfrage gestürzt. Danach, so glaube ich, war eigentlich die politische Möglichkeit für eine Grenzrevision, wie sie ja von Teilen der dänischen Minderheit - und das kann man heute ganz offen sagen - massiv gefordert wurde, endgültig vorüber.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, entscheidend war dabei die Großpolitik, das heißt, die Politik, die mit der Gründung des Landes Schleswig-Holstein und mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland eine entscheidende Weichenstellung vornahm, natürlich nicht zuletzt auch die Tatsache, daß es langsam wirtschaftlich in Deutschland wieder bergauf ging. Aber vergessen wir nicht, daß bei den ersten freien Kommunalwahlen 1946 in Flensburg die dänische Minderheit sowohl mit ihrer eigenen dänischen SPD-Liste als auch mit ihrer Minderheiten-Partei insgesamt 33 von 39 Mandaten gewonnen hatte. Also, es gab einen geistigen und materiellen Erdrutsch nach 1945 im schleswigschen Grenzland. Die erste entscheidende bilaterale Veränderung kam 1955 durch die Bonn-Kopenhagener Erklärungen. Zwar war 1945 gesagt worden, nie wieder deutsche Soldaten, doch nun konnte man im Sinne des sich verschärfenden Ost-West-Konflikts und der „rollback“-Politik des damaligen amerikanischen Außenministers John Foster Dulles durchaus wieder deutsche Soldaten gebrauchen. Dänemark hatte sich, belehrt durch die schlimmen Erfahrungen von 1940-45, schon 1949 der Nato angeschlossen, und nun sollte also auch die Bundesrepublik Deutschland in die Nato aufgenommen werden. Es folgten die entscheidenden Verhandlungen zwischen Konrad Adenauer als Bundeskanzler und dem dänischen Ministerpräsidenten H. C. Hansen in Paris, die zu einem erfolgreichen Abschluß führten. Ich komme übrigens gerade aus Südtirol zurück, wo ich die Minderheiten/Mehrheitsverhältnisse etwas unter die Lupe genommen habe, und da fällt mir gerade im Zusammenhang mit den Verhandlungen von 1955 ein, daß just zu jener Zeit, als es - wie es so üblich ist bei solchen Verhandlungen - kriselte zwischen der deutschen und der dänischen Seite, ein Krisen-Telegramm geschickt wurde an den damaligen Ministerpräsidenten Kai-Uwe von Hassel, der in Meran, also in Südtirol, seinen Winterurlaub verbrachte. Von Hassel schickte dann eine Depesche zurück nach Kiel mit der Anweisung „Verhandlungen sofort abbrechen“. Aber wegen Schnees und der damals noch schwierigen Kurierwege traf die Nachricht in Kiel mit dem Bescheid „Abbrechen“ erst ein, als die Verhandlungen in Kopenhagen gerade erfolgreich abgeschlossen waren.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, dennoch möchte ich hier einmal ganz kurz noch erwähnen, daß von Hassel mit seinem Prinzip „Quid pro quo“, also Nehmen und Geben, ganz entscheidend dazu beigetragen hat, daß auch die

Position der deutschen Minderheit in diesen Bonn-Kopenhagener Minderheiten-erklärungen zum Tragen gekommen ist. Und das sollte man nicht vergessen, weil es eine verdienstvolle Leistung von Kai-Uwe von Hassel war, der natürlich eine andere Position wahrzunehmen hatte als Adenauer, dessen übergeordneter Wunsch allein darin bestand, die Bundesrepublik Deutschland so schnell wie möglich salonfähig in die Nato einzuführen. Für Adenauer war dieses Spiel an der deutsch-dänischen Grenze in seinem großen Schachspiel aber nur ein kleiner Bauernzug.

Das war 1955. Hier möchte ich auch noch erwähnen, daß die Minderheiten, also beide Minderheiten, zwar über die Verhandlungen informiert wurden, doch beide Minderheiten waren bei den Verhandlungen nicht direkt dabei. Und beide Minderheiten haben letztlich auch nicht entscheidend Einfluß genommen auf diese Verhandlungen, sondern es wurde - ich sage das nun etwas zugespitzt - über ihre Köpfe hinweg eine Regelung gefunden, der aber heute beide Minderheiten mit großem Beifall zuklatschen. Damals war man jedoch sehr skeptisch gegenüber dem, was dann später als „Magna Charta“, als Grundgesetz des Grenzlandes, verwirklicht wurde, angedacht durch Konrad Adenauer und H. C. Hansen. 10 Jahre nach der Befreiung, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, standen der dänische „Jenser“ und der deutsche Gefreite Müller plötzlich in derselben Verteidigungsallianz. Das waren noch Zeiten 1955, als man übrigens in Tondern nur deutsches Fernsehen empfangen konnte, wenn es atmosphärische Störungen gab.

Die zweite entscheidende Zäsur brachte 1972 natürlich der EU-Beitritt, damals sprach man noch von der EWG - einer wird gewinnen, davon redet ja heute keiner mehr. Viele Dänen, die den Deutschen skeptisch gegenüberstanden, hofften auf ein Nein, glaubten auf jeden Fall an ein klares Nein in Nordschleswig. Der dänische Historiker Palle Lauring hat es so beschrieben: Man saß vor dem Fernsehgerät, hoffte auf dieses donnernde Nein der dänischen Nordschleswiger und sah plötzlich eine Prognose mit riesiger Ja-Zustimmung. Er fügte in seinem Tagebuch resignierend hinzu: „Daraufhin habe ich das Fernsehen abgeschaltet. Nun hat Dänemark keine Zukunft mehr!“ Das war die Haltung mancher Dänen nach 1972. Nordschleswig hatte sich mit großer Mehrheit, mit 75 Prozent der abgegebenen Stimmen, für ein Ja ausgesprochen - und das war nicht nur ein Verdienst der deutschen Minderheit. Es war insbesondere ein Verdienst von Willy Brandt. Die Dänen waren ja immer „Brandt-wild“. Wenn z.B. Franz-Josef Strauß zur gleichen Zeit, gerade auch nach dem Nein Norwegens, deutscher Bundeskanzler gewesen wäre, hätten wir damals wohl kein Ja in Dänemark bekommen. Aber erstaunlich und bemerkenswert: Bei allen EU-Volksabstimmungen in Dänemark - und in Dänemark stimmt man so oft ab, bis das Ergebnis der Regierung in den Kram paßt,

in Deutschland wagt man das erst gar nicht - lag Nordschleswig auch dank der deutschen Minderheit immer weit über dem dänischen Landesdurchschnitt. Das spricht für Vertrauen, zeigt auch, daß die Narben von einst im Grenzland heute nicht mehr Narben sind, sondern Brücken im Sinne einer Politik der Verständigung und guter Nachbarschaft. Ich erinnere aber auch an Vorbehalte, die es weiterhin gibt. Ein anerkannter dänischer Historiker von der Kopenhagener Universität stellte kürzlich nach seiner Teilnahme an einer Tagung in der Akademie Sankelmark fest: „Die Parallele zwischen 1848/49 und der heutigen EU ist: Beide sind deutsch und elitär.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, es hat sich vieles erfreulich verändert seit 1945, manche werden sagen: einfach unglaublich, was da passiert ist. Ich denke an den früheren nordschleswigschen Amtsbürgermeister Erik Jessen, der als aufrechter dänischer Widerstandskämpfer nach 1945 erklärte, er werde nie wieder einem Deutschen die Hand drücken. Jessen hat aber später verdienstvoll die grenzüberschreitende Zusammenarbeit, schrittweise über die Zusammenarbeit zwischen den Städten Flensburg, Hadersleben, Sonderburg und Tondern, in Gang gesetzt.

Es ist so manches Unglaubliche geschehen in unserem Grenzland, was noch vor 20 Jahren niemand für möglich hielt. Ich will nur mal für die deutsche Minderheit auf einige Daten verweisen. Unser Hauptvorsitzender Hans Heinrich Hansen war mit einigen Vertretern von uns eingeladen, auf der großen Wiedervereinigungsfeier der Dänen anlässlich des 75. Jahrestages der Grenzziehung von 1920 auf Düppel zu sprechen. Nun sitzt hier Heinrich Schultz direkt vor mir, da muß ich wohl etwas vorsichtig formulieren, aber Hans Heinrich Hansen bekam für seine Rede nicht nur freundlichen Beifall, sondern abgesehen von der Königin fast den größten Beifall. Allein die Tatsache, daß da unter den rund 15.000 Dänen keiner gezischt oder gepfiffen hat, ist bemerkenswert. Ich muß dann aber auch noch etwas zu Heinrich Schultz sagen. Er hat in seiner Rede für die dänische Minderheit, aus meiner Sicht zum ersten Mal, erklärt, daß man heute auch als dänischer Südschleswiger die Grenze von 1920 voll anerkennt!

Das war wahrlich etwas Historisches. Und dann vergangenes Jahr südlich und nördlich der Grenze am selben Tage der gemeinsame Besuch von Bundespräsident Roman Herzog und Königin Margrethe II. sowohl bei der deutschen als auch bei der dänischen Minderheit. Ein derartiger Besuch der Staatsoberhäupter von Italien und Österreich in Südtirol wäre noch heute undenkbar! Und am 5. Juni werden wir des 150. Jahrestages des dänischen Grundgesetzes gedenken. Erstmals werden wir als deutsche Minderheit eine Veranstaltung aus diesem Anlaß durchführen - auf unserem Knivsberg selbstbewußt als Deutsche und dennoch

fest verankert im dänischen Königreich.

Es gibt nicht nur gute Dänen und gute Deutsche, sondern es gibt in Dänemark noch immer Leute, die Vorbehalte haben gegenüber Deutschen und Deutschland, und dies muß man immer wieder berücksichtigen, wenn man über das deutsch-dänische Verhältnis spricht. Lassen Sie mich etwas sagen über die aktuelle Entwicklung im Grenzland, aber natürlich auch vor allem über die zukünftige Entwicklung. Zunächst einmal zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit: Ich habe den Eindruck, daß wir zwar - vorsichtig ausgedrückt - ein Minderheitenmodell haben, aber ich habe noch nicht den Eindruck, daß wir schon ein Modell haben, in dem das Verhältnis Minderheiten/Mehrheiten und Mehrheiten/Minderheiten nun völlig problemlos ist. Da fehlt noch einiges in unserem Grenzland. Im Gegensatz zu Südtirol sind bei uns nicht Bomben explodiert wie dort in den 60er Jahren. Aber plötzlich, bei der Bildung der zunächst geplanten Euroregion Schleswig, da tauchten doch auch bei uns im Dunkeln Gestalten auf, die man dem vorigen Jahrhundert zugeordnet hätte. Es gab Bombendrohungen gegen unseren Amtsbürgermeister Kresten Phillipsen, es gab Bombendrohungen gegen deutsche Schulen und deutsche Kindergärten, und es gab Sachbeschädigungen gegen verantwortliche Politiker, die für eine solche Zusammenarbeit eingetreten sind. Der damalige dänische Generalkonsul in Flensburg, Professor H. P. Clausen, sagte, er habe gar nicht gewußt, daß es noch immer einen vulkanischen Untergrund im deutsch-dänischen Grenzland gebe. Das zeigt, daß man immer wieder diese Entwicklung behutsam vorantreiben soll und nicht glauben darf, wenn man nur die Dänen umarmt und ihnen freundschaftlich zuruft „Wir sind Europäer“, dann wird schon alles von selbst laufen, sondern man muß den Dänen auch in seinem Nationalbewußtsein, das manchmal auf uns auch nationalistisch wirken kann, ernst nehmen als Partner in dieser europäischen Zusammenarbeit.

Das Schlimmste an der ganzen Sache waren aus meiner Sicht zwei Äußerungen und deren Folgen. Einmal die Äußerung der berühmten, der berüchtigten dänischen Pastorin, die davon sprach, in Wirklichkeit handele es sich bei dieser grenzüberschreitenden Zusammenarbeit um finstere deutsche Pläne, um „Lebensraum“. Ich habe kürzlich mit dieser Pastorin diskutiert und habe sie auch in der eigenen Zeitung kritisiert, worauf sie mir dann den Vorwurf machte, ich hätte sie abgestempelt, weil sie diesen Terminus „Lebensraum“ im Zusammenhang mit der Euroregion benutzt hatte. Sie hat mir gesagt, das Wort „Lebensraum“, worauf nicht nur ich als Deutscher so scharf reagiert habe, sei eigentlich doch ein ganz normales Wort. Und dann hat sie mir eine Werbebroschüre für „Flensburger Bier“ überreicht, worauf zu lesen ist: „Mehr Lebensraum für den weißen Storch.“ Wer also an dieses neue Märchen vom Storch glaubt, der wird dieses wohl zur Kenntnis nehmen.

Aber genauso verheerend wie dieses zu Recht auf deutscher Seite wirkte, wirkte es auf dänischer Seite, daß ein Pazifist wie der Flensburger Oberbürgermeister im dänischen Fernsehen auftrat und erklärte: Alles drehe sich nur darum, den (dänischen) Nationalstaat in Europa abzuschaffen. Sie wissen, die Dänen sind sehr vorsichtig, wen sie sozusagen ins Haus einladen, auch wenn sie allgemein doch gastfreundlich sind. Aber hier war man von deutscher Seite gleich ins Allerheiligste, sozusagen ins Schlafzimmer eingedrungen. Und da reagierte man scharf, und dann muß ich auch sagen, daß Amtsbürgermeister Kresten Philipsen - ein hervorragender Vertreter dänisch-nordschleswigscher Interessen, es gibt in keiner Beziehung einen besseren Mann als Verhandlungspartner gegenüber Regierung und Parlament in Kiel - eine Broschüre an alle nordschleswigschen Haushalte schickte mit der Überschrift „Wo liegt die Grenze?“ Nur, leider mit einem Fragezeichen! Das hat natürlich auch für Verunsicherung gesorgt.

Ich möchte ganz deutlich betonen, daß man nicht jeden, der etwa Zweifel hat an der EU oder der Kritik übt an Europa, gleich als Deutschenhasser abstempeln kann. Das ist mir zu einfach, zu populistisch. Wir müssen, wie gesagt, auch diese Dänen, die teilweise einen Stellvertreterkrieg führen wollen gegen die EU in Nord-schleswig, ernst nehmen.

Es hat im Zusammenhang mit dem bösen Wort „Lebensraum“ einen Film gegeben im Fernsehen des WDR (Westdeutscher Rundfunk), in dem die Euroregionen als neue raffinierte deutsche Falle bezeichnet werden, in die die anderen „zu dummen Völker“, damit sind natürlich im Prinzip dann auch die Dänen gemeint, gefährlich hineintappen. Von „deutscher Raumordnung für Europa“ war die Rede, und leider kamen auch aktive Vertreter der regionalen Euro-Gegner ganz unwidersprochen im Westdeutschen Fernsehen zu Wort. Allerdings war der ursprüngliche Co-Partner, nämlich das Zweite Dänische Fernsehen/TV Syd, doch nicht bereit, diese Sendung im dänischen Fernsehen auszustrahlen, obwohl sie zuvor im WDR-Fernsehen als deutsch-dänische TV-Kooperation gelaufen war. Die WDR-Sendung enthielt böse Verleumdungen gegen alle, die eine sachliche Zusammenarbeit über die Grenze hinweg wünschen, und das gilt insbesondere für die Minderheiten.

Ich will doch mal vorsichtig fragen. Wer hat denn zur Beruhigung in diesem unglücklichen Euro-Streit südlich und nördlich der Grenze beigetragen ? Das waren doch beide Minderheiten! Keine von beiden hat doch versucht, etwa eigene Süppchen zu kochen oder gar irridentistische Motive hineinzutragen. Weder Hans Heinrich Hansen noch Heinrich Schultz haben das getan. Im Gegenteil, beide haben versucht, auf ihre jeweiligen Mehrheiten, also ihre sogenannten Muttervölker einzuwirken, um klar zu machen, daß es sich dabei um eine neue Epoche im deutsch-dänischen Grenzland handelt, um eine Weiterentwicklung, die den Min-

derheiten nicht schadet, sondern ihnen letztlich dient. Gerade wir sind doch daran interessiert, daß unsere jungen Menschen auch in dieser unserer Region wirtschaftlich und geistig überleben können.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich teile sehr die Aussage des Kreispräsidenten von Schleswig-Flensburg, Johannes Petersen, der kürzlich davon gesprochen hat: „Wir müssen kleine Schritte machen.“ Das schließt realistische Visionen natürlich nicht aus, aber „kleine Schritte“ heißt für mich, Schritte, die für die Menschen etwas bringen. Nicht nur für die 21 Mitglieder, die von deutscher und dänischer Seite im Regionalrat sitzen, sondern für alle Menschen. Da gibt es auch durchaus schon erfreuliche Ergebnisse. Nehmen Sie die Tatsache, daß ein so reiches Land wie Dänemark, wo der Pro-Kopf-Satz im Bruttosozialprodukt heute um 10.000 DM höher liegt als in Deutschland, nicht in der Lage ist, Krebspatientinnen zügig nachzubehandeln, sondern daß dänische Brustkrebsspatientinnen zur Nachbehandlung nach Flensburg geschickt werden müssen. Daß Frauen, die dort gut behandelt werden, nicht nur im Sinne von erfolgreich, künftig nicht mehr Schlechtes über Deutschland reden werden, das ist doch ein Gewinn für grenzüberschreitende Kooperation. Als die Flensburger Feuerwehr zum ersten Mal einen Einsatz über die Grenze fuhr, um einen lebensgefährlich erkrankten Dänen im Raum Pattburg zu retten, da gab es doch tatsächlich einen Dänen, der behauptete, er wolle lieber im Apenrader Krankenhaus sterben als lebend in einer Flensburger Klinik aufwachen. Das praktische Beispiel der Krebsnachbehandlung zeigt jedoch, daß wir grenzüberschreitend für die Menschen etwas machen können, und auf diesem Wege müssen weitere kleine Schritte folgen, auch wenn es ja nicht immer ganz einfach ist.

Ein Beispiel: Der SPD-Fraktionsvorsitzende Lothar Hay war kürzlich zu wichtigen politischen Gesprächen in Kopenhagen. Als Leiter des deutschen Sekretariats Kopenhagen gab ich natürlich ein Abendessen für Hay und Gäste, zu dem ich auch den Fraktionsvorsitzenden der Sozialdemokratie im nordschleswigschen Amtsrat, Karsten Meyer Olesen, eingeladen hatte. Beim Gespräch stellten beide plötzlich fest: Der eine ist aus Flensburg, der andere aus Pattburg, sie wohnen nur einen Kilometer Luftlinie voneinander entfernt, aber sie hatten sich noch nie getroffen. Da reden wir von grenzüberschreitender Zusammenarbeit!

Ein anderes Beispiel: Unsere Zeitung hat den Versuch einer Zusammenarbeit zwischen den Krankenhäusern Niebüll und Tondern angeregt, das ist geographisch ja ziemlich naheliegend. Da wurde ein Brief von der dänischen Amtskommune an das Krankenhaus Niebüll abgeschickt. Nach 14 Tagen meldete sich der Kreispräsident von Nordfriesland, Wree, bei mir und sagte: „Matlok, da ist ein Brief angeblich abgeschickt worden, aber er ist spurlos verschwunden und bei uns leider nie angekommen.“ Dann habe ich dem Kreispräsidenten eine Kopie des Brie-

fes zugefaxt, und es stellte sich bald heraus, daß die dänische Seite eine falsche Adresse angeführt hatte. Nun treffen sich die Krankenhäuser Tondern und Niebüll zu Gesprächen über eine eventuelle grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Das zeigt, es sind nicht nur die unterschiedlichen Steuer- und Abgabensysteme, die Hindernisse für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit bilden, wobei wir besonders bedauernd feststellen müssen, daß die Arbeitslosigkeit südlich der Grenze viermal höher liegt als in Nordschleswig. Da ist es übrigens auch für die deutsche Seite von unschätzbarem Wert, daß Amtsbürgermeister Kresten Philipsen auch die Gefahren für die dänische Seite erkannt hat, wenn südlich der Grenze ein soziales, politisches und geistiges Vakuum entstehen würde.

Lassen Sie mich aber noch eine kleine Geschichte erzählen, die den Unterschied zwischen Dänemark und Deutschland deutlich macht: Es gab ja südlich der Grenze eine heftige Diskussion über Kasernen und Standorte nach der Wiedervereinigung. Viele Anlagen sind stillgelegt worden. In Flensburg gibt es - was übrigens in den Medien gar nicht richtig herauskam - zum ersten Mal seit 100 Jahren kein deutsches Marineschiff mehr. Flensburg war vorübergehend eine der größten Garnisonstädte Deutschlands, in Hadersleben und auch in Sonderburg gab es vor einigen Jahren Pläne der damaligen bürgerlichen Regierung, diese Kasernen zu schließen. Da haben einige Gegner gesagt: „Das können wir nicht, denn wir sind zwar gemeinsame Mitglieder der Nato, aber im übrigen steht trotzdem noch der Feind südlich der Grenze.“ Übergeordnet war man sich einig, daß beide Kasernen geschlossen werden sollten. Da passierte angesichts starker Proteste aus der Bevölkerung folgendes: Der damalige Verteidigungsminister Hans Engel wurde zu einem Gespräch ins Büro seines konservativen Ministerpräsidenten Poul Schlüter geholt und bekam zu wissen: „Hans, du darfst die Kaserne in Sonderburg nicht schließen!“ Und der Verteidigungsminister, der eine unmißverständliche politische Order bekommen hatte, fragte ganz verwundert: „Wieso?“ Und sein Staatsminister antwortete: „Meine Mutter Else hat mich gerade aus Hadersleben angerufen und mir gesagt, wenn der Hans Engel so weitermacht mit der Kasernenschließung, dann wollen meine Freundinnen nicht mehr mit mir Karten spielen.“ Daraufhin wurde die Kaserne Sonderburg gerettet. Jetzt gibt es eine neue Diskussion in Dänemark, welche Kasernen man schließen soll, aber diese Geschichte hat der Verteidigungsminister Hans Engel kürzlich in seinen Erinnerungen erzählt, und ich möchte mal wissen, ob so etwas auch südlich der Grenze möglich wäre.

Abschließend: Mein Ansatz für die deutsch-dänische Zusammenarbeit ist ein Demokratieansatz. Wir haben ja bisher keine Abstimmung gehabt über die Region, weder südlich noch nördlich der Grenze. Das ist von beiden Seiten abgelehnt worden. Wir haben allerdings südlich der Grenze auf kommunaler Ebene eine

Abstimmung durchgeführt, einen Bürgerentscheid, ob man einen gemeinsamen Windpark mit der dänischen Seite machen soll. Da konnte man also doch durchaus einen plebiszitären Akt durchführen. Aber die Region scheint offenbar weniger wichtig als grenzüberschreitende Windmühlen. Ich bin für eine Direktwahl des 42-köpfigen deutsch-dänischen Regionalrates und sage Ihnen voraus, daß wir sie im nächsten Jahrtausend erleben werden. Ja, ich glaube, daß sie in den nächsten 10 Jahren kommt und kommen muß. Die Frage ist ganz entscheidend, wie die künftige grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Bevölkerung verankert ist, im Bewußtsein der Bevölkerung. Nicht als elitäre Ballonfahrt, sondern hautnah am Bürger zu sein setzt jedoch entscheidende Veränderungen voraus, die allerdings nicht alle in deutsch-dänischer Hand, geschweige denn etwa in unserer Region liegen. Nein, denken wir nur an die unterschiedlichen Steuer- und Abgabensysteme südlich und nördlich der Grenze. Eine echte Annäherung ist hier nur über die EU zu erreichen, wobei eine volle Harmonisierung sicherlich von dänischer Seite abgelehnt wird, weil der solidarische Wohlfahrtsstaat Dänemark just von diesen Unterschieden lebt und eben durch die hohen Steuern und Abgaben finanziert wird. Und dabei bitte ich auch zu beachten, daß Dänemark kein europäisches Bundesland werden will, wie etwa Schleswig-Holstein ein deutsches Bundesland ist. Dänemark vergleicht sich deshalb auch nie mit Schleswig-Holstein, weil Dänemark ein Nationalstaat ist und - ich will einen Ausdruck aus dem Jahre 1460 von Ripen benutzen - es auch „up ewig ungedeelt“ bleiben möchte.

Vor wenigen Tagen fand ich eine Meldung in der Kopenhagener Tageszeitung „Politiken“ eine Meldung von 1947 aus Kiel. Darin hieß es: „Die Kieler Landesregierung hat die große Hoffnung, daß die Minderheiten nördlich und südlich der deutsch-dänischen Grenze eines Tages Bindeglied zwischen Dänemark und Deutschland werden und nicht mehr Quelle ständiger Unübereinstimmung sein werden.“ Nachdem diese gute Nachbarschaft mühsam erreicht worden ist, wird jedoch plötzlich gefragt, ob die Minderheiten heute in Europa überhaupt noch nötig sind. Ist doch alles völlig egal, ob deutsch oder dänisch, weg mit den Minderheiten, also alles europäisch eibnen, hört und liest man es manchmal mehr oder weniger deutlich zwischen den Zeilen. Das ist, meine Damen und Herren, aber nicht mein Europa, und ich kann auch nur vor solchen Experimenten warnen - gerade auch in Anspielung auf das, was der SPD-Bundestagsabgeordnete General a.D. Manfred Opel vorhin hier mit dem Hinweis auf den Krieg im Kosovo gesagt hat. Es gilt, klar zu verstehen, daß auch diese Grenzregion einen Balancepunkt hat, einen psychologischen Balancepunkt zwischen Deutschen und Dänen, den wir zu beachten haben, um so den Frieden in unserem Grenzland immer fester zu machen.

Also von solchen europäischen Experimenten, die da glauben, mit dem europäi-

schen Einheitsmenschen und durch die EU-harmonisierte Beseitigung kultureller Unterschiede alles zu lösen, kann ich nur dringend abraten. An alle Verantwortlichen von Mehr- und Minderheiten möchte ich auch heute in Husum deshalb appellieren, ihren Beitrag zu leisten, damit aus der kulturellen Vielfalt für das deutsch-dänische Grenzland Stärke und Synergie erwächst. Nur gemeinsam können wir die Herausforderungen der Zukunft in einem künftig hoffentlich noch enger zusammenrückenden Europa meistern - in einer sich gleichzeitig stetig rasant globalisierenden Welt.

Als deutsch-dänischer Grenzfriedensbund.

Auch über die Reihen dieses verehrten Grenzfriedensbundes hinaus!

Geringfügig überarbeitete Fassung der Rede, die der Chefredakteur des „Nordschleswiger“ und Leiter des Kopenhagener Sekretariats der deutschen Volksgruppe, Siegfried Matlok, am 8. Mai 1999 in Husum auf der Mitgliederversammlung des Grenzfriedensbundes gehalten hat.

Flensburg Avis und die deutsche Besetzung Dänemarks am 9. April 1940

von RENE RASMUSSEN

Der Auftakt

Der Einmarsch deutscher Truppen in Dänemark am 9.4.1940 kam für die Verantwortlichen bei Flensburg Avis nicht ganz überraschend. Spätestens seit 1937/38 lebte man mit der Befürchtung, daß die aggressive deutsche Außenpolitik bald ganz Europa in Brand setzen könnte. Seit der Krieg am 1.9.1939 zur allgegenwärtigen Tatsache geworden war, lebte man jeden Tag mit der Angst, daß auch Dänemark hineingezogen werden könnte; man hoffte aber ebenso, daß sich das Land wie im Ersten Weltkrieg aus allen Konflikten würde heraushalten können.

Der Berliner Mitarbeiter der Zeitung, der außergewöhnlich gut informierte, aber auch phantasiereiche Jacob Kronika, bekam schon während der ersten Kriegsmomente mit, daß man in Deutschland Pläne für eine Besetzung Dänemarks vorbereitete. Er versuchte wiederholt, die dänische Gesandtschaft in Berlin wie auch das Außenministerium in Kopenhagen zu warnen, doch stieß er überall - wie er es selbst empfand - auf taube Ohren. Seine „Telegramme“ an die Nationaltidende, die Kopenhagener Tageszeitung, für die er hauptamtlich arbeitete, wurden dafür immer alarmierender. Höhepunkt dieser Berichterstattung war ohne Zweifel die am 8.4.1940 auf der Titelseite veröffentlichte Mitteilung „Truslen mod Nordens Fred“ (Die Bedrohung des Friedens im Norden).

Auch der Chefredakteur von Flensburg Avis, Ernst Christiansen, beobachtete mit großer Sorge, wie sich der Krieg immer mehr dem Norden näherte. So heißt es am 8.4.1940 in einem seiner Kurzbeiträge, in denen er gerne über große und kleine Themen schrieb, die ihn persönlich bewegten: „Der Norden steht wieder einmal im Brennpunkt der Aufmerksamkeit aller Welt. Die letzten Noten und Handlungen der Westmächte gegenüber Norwegen und Schweden scheinen dem unerklärlichen Glauben zu entspringen, daß man das, worauf man sich am Westwall nicht einzulassen wagt, erreichen kann, indem man ein paar neutrale Länder gegen deren Willen zum Kriegsschauplatz macht. Wenn es dazu kommt, kann es sich fürchterlich für die Anstifter rächen.“ Offenbar hatte Christiansen kein allzu großes Vertrauen in die Möglichkeiten der Westmächte, der deutschen Kriegsmaschinerie in Skandinavien wirkungsvoll entgegenzutreten. In einem Kommentar über Defaitismus, Pazifismus und Abrüstungspolitik im Dänemark der 1930er Jahre fuhr er fort: „Aber im Norden haben die Menschen ihren alten Glauben aufgeben müssen, daß es genügt, selbst Frieden zu halten, niemanden zu

bedrohen und durch seine scheinbar abseitige Lage geschützt zu sein. Der Wille, sich aus den Kriegen der Großmächte herauszuhalten, wird nur respektiert, solange dieser auch mit Macht ausgefüllt ist. Das Leben ist viel ernster und erfordert viel höhere Opfer, als man es sich bislang vorstellen mochte. Der ganze Mensch ist gefordert und das ganze Volk!“

Ernst Christiansen hatte während der 1920er und 1930er Jahre einen dauerhaften und zeitweise sehr einsamen Kampf für die nationale „Wiederauferstehung“ des dänischen Volkes geführt. Eine Zeitlang sah er - und dies galt in noch höherem Maße für Kronika - im Nationalsozialismus gewisse Grundzüge, die er auch in Dänemark für nachahmenswert hielt. Doch im Zuge der Erfahrungen mit den neuen Machthabern verstummten diese Positionen in Flensburg Avis spätestens 1935. Christiansen verfocht konservativere Ideale: Die Tugenden, die Dänemark wieder erheben sollten, waren demnach Opferbereitschaft, Wille zur Verteidigung, nationales Selbstbewußtsein und Gottvertrauen. Für Christiansen war Dänemark schlechthin ein Ideal und „dänisch“ zu sein ein Ehrentitel, den man sich durch ein bestimmtes Verhalten und bestimmte Haltungen verdienen mußte.

In den Tagen vor dem 9.4.1940 bebte Flensburg geradezu vor Militär, und am Abend des 8.4.1940 wurde es zur Gewißheit, daß sich ein großer Truppenverband gen Norden in Bewegung gesetzt hatte. Die ganze Nacht hindurch war Flensburg vom Lärm der Züge, Pferde, Wagen, Krafffahrzeuge und Soldaten erfüllt, und Christiansen, der ohnehin meistens schlecht schlief, bekam kein Auge zu - nicht nur wegen des Lärms, sondern wohl vor allem aus Sorge über das, was der folgende Tag bringen würde.

„Heute sind nur die Toten glücklich!“

Früh am Morgen auf dem Weg in die Redaktionsräume wurde Ernst Christiansen von einem schier endlosen Konvoi feldgrauer Lastwagen auf dem Weg nach Dänemark aufgehalten, und er hörte das schneidende Kommando: „Richtung Pattburg Mühle!“ Wie versteinert stand er in seinem Büro, seine Gemütsverfassung beschrieb er mit den Worten: „Heute sind nur die Toten glücklich!“

In Ernst Christiansens Herz vereinigte sich eine eigenartige Mischung aus tiefstem Pessimismus und ungebrochen optimistischem Kampfgeist. Normalerweise rechnete er mit dem Schlimmsten, doch immer, auch in seinen dunkelsten Stunden, klammerte er sich noch selbst an die leiseste Hoffnung, daß er die Lage durch eigenen Einsatz zumindest ein bißchen zum Guten hin wenden könnte. Sein Motto „Trotz allem!“ war nicht nur ein Lippenbekenntnis; es war seine Lebensphilosophie.

Als Abendzeitung konnte Flensburg Avis schon am 9.4.1940 die ersten Nachrichten über die Kriegshandlungen in Dänemark und Norwegen bringen. In derselben

Ausgabe erschien eine von Christiansens vielen kleinen Sentenzen, in denen er andeutete, daß sich seine langjährigen Befürchtungen bewahrheitet hätten und daß es nun Zeit für einen neuen nationalen Einsatz wäre: „Die Ungewißheit langer Stunden, Tage und Wochen trifft empfindliche Herzen und Nerven am schwersten. Eine Gewißheit kann brutaler sein als jede Erfahrung zuvor, doch gibt sie eine Grundlage, auf der sich der menschliche Geist zu neuen Taten aufrufen kann. Unsere innere Stärke muß wieder aufgerufen und erneuert werden, unser Glaube, unsere Liebe, aber bloße Worte wirken dort leer, wo man standhaft ein Menschen- und Volksschicksal mit Demütigungen und Schicksalsschlägen ertragen muß ohne aufzugeben.“

Mit dem 9.4.1940 wurden Christiansens Rufe nach nationaler Selbstüberprüfung und Sammlung eindringlicher als jemals zuvor, In seinen Leitartikeln in den Tagen nach der Besetzung brachte er in geballter Form seine gesamte nationale Weltanschauung vor, von der seine Kommentare bereits in den vorangegangenen Jahren geprägt waren. In der deutschen Besetzung Dänemarks sah er die Bestätigung seiner Auffassung: Die Besetzung hätte nicht stattgefunden - oder zumindest nicht so leicht -, wenn Dänemark und die Dänen der von ihm erkannten nationalen Linie gefolgt wären. Aber jetzt mußte es allen Dänen aufgegangen sein, was die Stunde geschlagen hatte, und daß es endlich Zeit für eine nationale Selbstüberprüfung und Sammlung war, um den Willen zu Verteidigung und Selbstbehauptung zu zeigen.

„Was du säst, sollst du ernten ...“

Am folgenden Tag, dem 10.4.1940, fand sich auf der Jugendseite von Flensborg Avis „Ung nordisk Grænsevagt“ (Junge nordische Grenzwatch) ein Kommentar, der unverkennbar aus der Feder von Ernst Christiansen stammte - und der die peinliche Frage nach der Verteidigung Dänemarks aufnahm: „Was du säst, sollst du ernten, das ist eine Lehre, die sich in dieser Zeit für unser Volk bewahrheitet. Und erst wenn dies in seiner gesamten Unbarmherzigkeit und Anforderung begriffen wird, gibt es eine Aussicht auf Gesundheit und Zukunft überhaupt. Auf Schritt und Tritt wird das dänische Volk an die Veränderung erinnert, die nun eingetreten ist und deren Reichweite erst im nachhinein richtig zum Tragen kommen wird. Es nützt überhaupt nichts, irgendjemanden anzuklagen, die Klage muß nach innen gerichtet sein, und nicht ein einziger von uns darf sich selbst freisprechen. Haben wir nicht alle gewußt, daß die Verteidigung der Neutralität nur eine sehr oberflächliche war, daß sie nur dazu bestimmt war, einen etwaigen Bruch derselben festzustellen, haben nicht selbst diejenigen, die die Gefahr in dieser Halbheit erkannt hatten, sich mit halbherzigen Einsprüchen beschieden, hat sich der eine nicht hauptsächlich mit seinen Parteizielen, der andere mit seinen Geschäften,

der dritte mit der ‚Kultur‘, der vierte mit dem Gedankengut der Volkshochschulen, der fünfte mit den Angelegenheiten seines Volkes befaßt, wobei sie alle nicht sehen wollten, was für eine Warnung die Hand an die Wand schrieb? Haben wir nicht alle daran mitgewirkt, daß es statt Taten nur Gefasel gab?

Nicht ein einziger hat nach der Devise gehandelt, daß nur der, der sein Leben einsetzt, dieses auch retten wird. Diese Veranlagung setzt sich von Dänemark nach Norwegen und Schweden fort, niemand im Norden kommt davon frei. Viele schlaue Leute wiesen die vermeintliche Nutzlosigkeit eines Verteidigungsbündnisses nach. Doch ein nordisches Defensivbündnis, rechtzeitig aufgebaut, auf ein dänisches, ein isländisches, ein norwegisches, ein schwedisches, ein finnisches Volk gestützt, das jedes für sich die größten Opfer gebracht hätte, hätte nach allen Seiten hin der nordischen Neutralität zu Respekt verholfen, hätte Frieden und Unabhängigkeit des Nordens gesichert und hätte diesem die heutige Demütigung erspart.

Jetzt geht es darum, sich nicht zu schonen, die Augen nicht verschlossen zu halten. Soll unsere Generation nicht als die erbärmlichste in der Geschichte unseres Volkes abgestempelt werden, dann muß sie den Schleier lüften und hart mit sich selbst ins Gericht gehen, die inneren Grenzen müssen fallen, und das ganze Volk muß sich versprechen, sein Schicksal mit Würde zu ertragen, während es gleichzeitig das Fundament für die dänische Zukunft errichtet.“

Die Besetzung mußte demnach die schlaffen und bequemen Dänen wachrütteln; sie sollte das Beste in ihnen hervorrufen, damit sie in Seele und Körper geläutert vertrauensvoll einer ungewissen Zukunft entgegenreten könnten.

In einer Sentenz der gleichen Ausgabe heißt es in mahndem Tonfall: „Unverdiente Demütigungen gibt es selten. Unser Volk hat nicht rechtzeitig die Opfer für eine Verteidigung gebracht, die stark genug gewesen wäre, daß Schwachheit nicht eine von außen kommende Macht als Anlaß hätte dienen können, die Verteidigung unseres Landes zu übernehmen. So gesehen, ist die harte Prüfung selbst verschuldet. Nun geht es darum, wie die Last getragen wird - ob sie mit mannhafter Selbsterkenntnis und Würde getragen wird. Es ist unsere innigste Bitte, daß wenigstens dies geschehen möge.“ „Front und Brücke“ als Grundsatz.

An einer anderen Stelle der gleichen Ausgabe heißt es: „All die Wärme, die in unsere Brust steigt und in unseren Wangen glüht, alle Liebe, die unser Blut durchströmt, alle Sehnsucht ist darauf gerichtet, daß alles Streben nach Handlung sich in demütigem Selbstbekenntnis um unser altes Vaterland einen möge, mit dem Flehen danach, daß wir es wert sind, seine Kinder genannt zu werden. Und all die Hingabe, die Begeisterung, zu der unsere Sinne imstande sind, verneigen sich in ehrfürchtiger Trauer an der Bahre der Landsleute, die unter dem Lied, das wir in stillen Stunden an den Gräbern der Alten gesungen haben, für Dänemarks Ehre

gestritten haben und gefallen sind. Nun wissen wir allzu gewiß, daß sich niemand von uns einen besseren Tod vorstellen kann. Uns bleibt da nur die Aufgabe, für unser Volk nach unserer Losung ‚Front und Brücke zwischen den Völkern¹ zu existieren - beide Glieder auf dem Amboß des Schmerzes zum Stahl des Willens geschmiedet.“

Es ist bemerkenswert, daß die deutsche Besetzung Dänemarks Christiansen nicht von seiner Front-und-Brücken-Doktrin abzubringen vermochte. Diese hatte die nationale Grundlinie der Zeitung seit den 1920er Jahren ausgemacht und beinhaltete das Ideal, daß sich die beiden Völker aus einem gesunden Nationalbewußtsein heraus in einer bilateralen Zusammenarbeit zu Vorteil und Freude beider Seiten bereichern könnten.

Der erste eigentliche Leitartikel, den Ernst Christiansen nach dem deutschen Angriff auf Dänemark in Flensburg Avis veröffentlichte, trug den Titel „Verdensmagt“ (Weltmacht) und erschien am 11.4.1940. Christiansen legte den historischen Verlauf dar, in dessen Zuge das preußische Heer - wie es scheint der Inbegriff des Deutschtums - zum stärksten der Welt geworden war. „Jetzt sind dafür auch Dänemark die Augen geöffnet worden. (...) Wer nördlich oder südlich der Grenze für einen Augenblick am Heerweg unserer Tage stand, mußte sich eingestehen - auch wenn sich ihm namens seines Volks das Herz zusammenkrampfte daß dieser gewaltige Apparat kaum noch vervollkommnet werden kann.“ Ernst Christiansen schien immerhin zu glauben, daß man dieses Kraftpotential auch für weniger destruktive Dinge hätte benutzen können.

Der Brücken-Gedanke zeigte sich auch in Christiansens Würdigung der vielen Deutschen, die in diesen Tagen versuchten, sich in die Lage der Dänen hineinzuversetzen, „Hochachtung vor der dänischen Trauer zeigten und ihr stilvoll Respekt zollten. Es geschah, daß ein dänisches Heim Grüße von deutschen Freunden erhielt, die in ihrer Stille das Herz ergriffen.“

Zwischen Trauer und Verzweiflung kam zwischen den Zeilen aber auch Protest zum Ausdruck: „Wir haben niemals gewollt, daß das deutsche Volk nicht alle seine Möglichkeiten ausnutzen dürfte, wenn es die Lage der Dinge erforderte“, hieß es am 11.4.1940. „Wir haben zeitlebens vielleicht zu einseitig auf unser eigenes übel mitgenommenes Volksrecht gestarrt und können uns nicht damit freisprechen, daß manche Gegner sich viel weiter von sich selbst entfremdet haben als wir. Aber von Kindesbeinen an haben wir gelernt, viele Dinge im deutschen Land und Menschenschlag zu mögen. Unser aufrichtiger Wunsch für das deutsche Volk ist, daß es auf dem Gipfel seiner Macht die Stunde seiner Besinnung findet und freimütig bekennt, daß es am meisten geschätzt und ihm am meisten vertraut wird, wenn es den anderen Völkern die Rechte einräumt, die es für sich selbst beansprucht.“

Deutlicher hätte man wohl kaum zum Ausdruck bringen können, daß eine Besetzung Dänemarks - und wohl die Auslösung des Krieges schlechthin - falsch und unnötig waren. Deutschland hätte seine berechtigten Forderungen auch auf andere Weise durchsetzen können, meinte Christiansen. Das Problem war nur, daß Hitlers Deutschland weit über das hinaus wollte, was man in gewissem Maße als angemessen hätte bezeichnen können. Aber wieder einmal wurde hier hervorgehoben, daß die Besetzung den Grundgedanken „Front und Brücke“ nicht vergessen machen durfte.

Die gleiche Problematik klingt im Leitartikel vom 15.4.1940 an. In diesem gedenkt Christiansen des verstorbenen Professors Martin Rade, der 1908-09 gemeinsam mit dem Heimdeutschen Johannes Tiedje in der Zeitschrift „Die Christliche Welt“ die deutsche Politik in Nordschleswig scharf angegriffen hatte. Viele Dänen wurden seinerzeit darauf aufmerksam, „daß sie nicht alle Deutschen für das harte Zwangsregiment verantwortlich machen konnten“, heißt es in dem Nachruf. Bezogen auf die Verhältnisse im April 1940 war dies eine Öffnung, ein Brückenschlag zu den nicht wenigen Deutschen, bei denen die Einstellung Rades weiterlebte.

Korrektheit nach außen - Mut und Stärke im Inneren

Die Besetzung sollte dem dänischen Volk den Anlaß zur Selbstüberprüfung und zur inneren Erneuerung geben. In einer Reihe von Leitartikeln legte Christiansen seine Position klar: Die kleinen Staaten hätten geglaubt, daß sie auf ihrer abseits gelegenen Scholle hätten bleiben können, ohne in den Kampf der Giganten hineingezogen zu werden, aber darin hätten sie sich geirrt. Jetzt ging es darum, was diese Situation dem einzelnen abverlangte. Nach außen hin hatten König Christian X. und Ministerpräsident Thorvald Stauning ein korrektes und würdiges Verhalten und Ruhe und Ordnung angemahnt. Dies war nun Gesetz für alle Dänen, nicht nur aus der Notwendigkeit heraus, sondern aus der „selbstverständlichen Rücksicht auf das Beste für das Vaterland“. Dies galt für die dänische Haltung nach außen, also der Besatzungsmacht gegenüber.

Aber es gab auch eine andere Seite, nämlich die nach innen gewandte, „diejenige, daß das Leben gelebt werden soll und daß man dafür Mut zum Leben braucht. Ohne diesen würde man nur ein kümmerliches Dasein fristen, während ein unerschrockener Lebensmut gerade in schwierigen Zeiten noch wächst und sich verfestigt. Hier konnte man etwas aus der Geschichte lernen, zum einen aus der dänischen (namentlich Nordschleswig 1864-1920). Aber Christiansen führte ausdrücklich - in der besten Tradition des nordschleswigschen Reichstagsabgeordneten 1884-86, J. P. Junggreen - auch die deutsche Geschichte der Freiheitskriege gegen Napoleon an. Damals ging ein nationaler Ruck durch Preußen und

das deutsche Volk, „getragen von dem Geist, der aus Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation‘ erleuchtete.“

Das dänische Volk hatte von vornherein auf den Gebrauch äußerlicher Waffen verzichtet, was Christiansen offenbar bedauerte. Aber was die augenblickliche Situation betraf, galt es, „diese Zeit so zu ertragen, daß das Volk keinen Seelenschaden nimmt, sondern den Boden für ein inneres Wachstum bereitet, daß es sowohl den Respekt anderen gegenüber als auch die eigene Selbstachtung untermauert.“ Das Schicksal sollte „mannhaft ertragen und dadurch eine Botschaft an die Kinder und die Jugend und alle Generationen und Schichten der Bevölkerung vermittelt werden. Erst wenn dem Unglück noch eigene Erbärmlichkeit zugefügt wird, sieht es wirklich trostlos für ein Volk aus. Doch ein Volk mit gesundem Kern wird sich immer gegen jedes noch so große Unheil durchsetzen können und sich durch die Heimsuchung läutern lassen. So bedeutet es für jeden einzelnen, sich an demütigem Dienergeist und frohem Mut auszurichten.“

Mit einem Zitat aus dem Ingjaldr-Lied „Doch nichts soll den schützen, der sich vor dem Tode fürchtet“ („Dog ej Skjold skærmer den, som skræmmes af Død!“) warnte Christiansen vor Angst, Verbitterung und Jämmerlichkeit: „Entflammt etwas in unseren Sinnen, so laß es den Willen und die Fähigkeit härten, für die Läuterung unseres Volkes und die freimütige Stärke zu wirken.“ Die Gefahren der Zeit „hindern uns nicht daran, treu im Dienste des Brückenschlages und des Friedensideals zu stehen. Doch für die dänische Nation darf es niemals zuerst darum gehen, das eigene Leben zu retten, weil es sonst erst recht verlorengeht.“ Im Gegenteil: „Das Leben will mit dem Mut, Leben ins Leben zu setzen, gelebt werden, mit dem Mut zur Standhaftigkeit, zur Würde, mit dem Mut, zu schweigen und zu arbeiten, mit dem Mut, in der eigenen Brust ein Heiligtum für alles aufzubauen, was der Liebe eines nordischen Mannes wert ist.“

Wir haben in dieser Zeit Landsleute getroffen, die von der göttlichen Gabe der Bedenken hätten angesteckt werden können, doch nun waren sie zu größeren Zielen unter der Trauer herangewachsen. Wir erwarten, bei unserem ganzen Volk auf ein ruhiges Lächeln, festen Blick und offenen Handschlag zu treffen.“ („Mod til Liv“ Mut zum Leben, 12.4.1940)

Das gleiche Thema klingt im Leitartikel „I Skole“ (In der Schule) am 13.4.1940 an. Die Dänen hätten sich blenden lassen und in diesem Irrglauben sicher geborgen gefühlt. Andere Dänen, „die der steinigen Wirklichkeit näher ins Auge sahen“, hatten befürchtet, daß „unser Volk für all das bezahlen sollte, was es sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht aus bösem Willen, sondern aus mißverständlicher Eigenwilligkeit bei den einen und Bequemlichkeit bei den anderen, aus Unwissenheit gegenüber der Wahrheit bei uns allen.“ Dänemark müsse nun für all das büßen, „was es an Opferbereitschaft und Selbstbehauptungswillen nicht zu

geben bereit gewesen ist.“ Christiansen zielte hier wohl auf die Abrüstungspolitik der 1930er Jahre, wohl auch auf die Angst vor den Deutschen und den Pazifismus seit 1864: „Jedes Mal haben wir, die wir uns fürchteten, dafür gebetet, daß der Spuk an uns vorübergehen werde, daß ohne weitere gewaltsame Fügungen des Schicksals die Bahn für eine neue Erkenntnis in diesem sonst so tüchtigen, freigiebigen und freundlichen Volk gebrochen werden mußte. Aber nun, wo jeder ehrenwerte Landsmann den bitteren Kelch leeren muß, da muß das Auge der Wirklichkeit direkt ins Gesicht sehen. (...) Aber nach dieser Lehre wird es eine Zukunft geben, sofern man anständig gelernt hat.“

Es sollte sich nun zeigen, „ob das dänische Volk nun Manneszucht in den eigenen Reihen halten kann, so daß nichts Unwürdiges geduldet wird, ob es mit Rührseligkeit und Verhätschelung darüber hinwegkommen kann, ob es so harte Anforderungen an sich selbst stellt, wie es die großen Umwälzungen nun einmal erzwingen, ob es versteht, daß es eine gesunde Wiedergeburt geben kann, sofern die Krankheitsauslöser entfernt werden, sofern Phrasen und Gefasel auf den richtigen Platz verwiesen werden und zähes und beherztes Handeln den Jungen und Männern zum Vorbild dient.

Ein Däne, der sein Vaterland liebt, wird nicht fragen, nicht schweigen, aber zittert er vor Angst vor Dänemarks Zukunft, dann wird er diese in eine Dienerhaltung umsetzen, die mit größtem Vermögen versucht, Stärke und Demut zu vereinen. Es ist Stärke, die verlangt wird, Stärke zur Geduld, Stärke zur Tat, eine Stärke, die Tag für Tag und Jahr für Jahr eingesetzt wird und die sich gerade dann erneuert, wenn sie besonders stark beansprucht worden ist.“

Das Schlimmste war am 9.4.1940 noch nicht überstanden, es sollte erst kommen, wenn die Besatzung zum Alltag würde, und hier schlugen keine „Augenblicks-Heldengesten“ zu Buche. „Ob das, was geschehen ist, was die vaterlandstreuen Dänen in den tiefsten Grund ihres Herzens getroffen hat, eine Wendung zur dauerhaften Heimsuchung werden soll, oder ob es statt als Unglück einmal als erster Wellenbrecher zwischen Dunkel und Unsicherheit und einer besseren sicheren Zeit beurteilt wird, das wird davon abhängen, welche Folgerungen unser Volk aus seinem eigenen Einsatz zieht.

Wir werden glauben, daß es immer leichtfertige Menschen geben wird, die nichts von nationaler Würde verstehen. Diese werden aber auch von denen verachtet, denen sie sich anzubiedern versuchen. Aber die große Mehrheit des dänischen Volkes wird ohne Zweifel die Sinne für den Ernst dieser Zeit und die Anforderungen an den Willen und die Opferbereitschaft eines Menschen schärfen.“ „Jetzt sind wir alle Sønderjyder“.

Es war der eben genannte Leitartikel, der Kaj Munk, den bekannten Dichter und Pastor, der 1944 von der Besatzungsmacht ermordet wurde, am 15.4.1940 veran-

laßte, folgendes zu schreiben: „Liebe Flensburg Avis! Ich fühle den Drang, Dir zu sagen, daß, wenn ich diese Tage überstehe, es nicht zuletzt Dir zu verdanken habe. Selbst leidgeprüft, verstehst Du es, als Seelsorger für ganz Dänemark zu sprechen. Möge ganz Dänemark Dich lesen. Dein Kaj Munk.“

Ernst Christiansen schrieb in den Tagen nach dem deutschen Einmarsch einige seiner tiefgründigsten und feinfühligsten Leitartikel, und bei vielen erreichten sie genau den Anklang, auf den er in den vorangegangenen Jahren bestenfalls hatte hoffen können. Die Behandlung der Besetzung Dänemarks in Flensburg Avis löste Bewunderung aus. So schrieb P. Grau, vor 1920 Führer der dänischen Nordschleswiger auf der Insel Alsens, am 14.4.1940: „Vielen Dank für Deine erbauende, kluge und tapfere Sprache in Flensburg Avis. So viele große Redner verlieren in dieser Zeit Sprache und Stimme, und darum ist es wirklich nicht schade. Nun bekommen wir von Flensburg Avis Aufklärung und Ermunterung, und Gott möge Euch weiterhin die Kraft für Eure Gesundheit und Glück für Eure ehrenwerten Bestrebungen geben.“ Und zu Christian Refslund, Flensburg Avis' Lokalredakteur in Sonderburg, der Grau gebeten hatte, ein paar aufmunternde Worte an das dänische Volk zu schreiben, sagte er: „Nein, darum darfst du nicht mich bitten, denn niemand kann dies mit größerer Schönheit, Mündigkeit und Ernsthaftigkeit und noch aufmunternder, als es Ernst Christiansen in diesen Tagen getan hat. Wir bewundern ihn dafür, wir reden jeden Tag mehrmals darüber, grüß ihn, dank ihm, grüß alle da drüben!“ Bei der Kopenhagener Nationaltidende hörte Refslund sogar: „Wir alle sollten von Flensburg Avis lernen, diese Zeitung hat schon lange den richtigen Weg gewiesen.“ Man glaubte, in der Linie von Flensburg Avis genau das zu entdecken, was Dänemark augenblicklich so dringend brauchte: Die Erfahrung mehrerer Generationen in inniger dänischer Vaterlandsliebe, nationaler Selbstbehauptung und dänischer Arbeit und dänischem Kampf unter deutscher Herrschaft.

„Jetzt sind wir alle *Sønderjyder*“, lautete ein verbreiteter Spruch im ersten Jahr der Besetzung, und man erwartete, reichlich aus dem Erfahrungsschatz der dänischen Schleswiger unter fremder Herrschaft schöpfen zu können. Flensburg Avis' politische Orientierung unterschied sich im übrigen kaum vom größten Teil der dänischen Presse: Sie wurde für die nationale Sammlung, für das „korrekte und würdevolle“ Auftreten gegenüber der Besatzungsmacht, das in mehreren Blättern als „die kalte Schulter zeigen“ verstanden wurde. Flensburg Avis wollte in gewissem Maße auch vermeiden, der Regierung von Thorvald Stauning und Außenminister Peter Munch die alleinige Verantwortung für die deutsche Besetzung in die Schuhe zu schieben; die Schuld dafür trug die Einstellung des ganzen dänischen Volkes. Auf jeden Fall war eine Diskussion darüber in der gegenwärtigen Situation unnützlich - jetzt ging es darum, sich zu sammeln und nicht zu streiten.

Ernst Christiansen fand die Kraft, immer wieder das Licht am Ende des Tunnels zu sehen, vor allem in der Natur auf seinen vielen einsamen Wanderungen, und in seinen Leitartikeln traten verschiedene Naturbeobachtungen immer wieder hervor. Den einen gingen diese mit poetischer Schönheit verfaßten Worte direkt zu Herzen, den anderen erschienen sie lediglich als Geschwafel, durch das man sich durchkämpfen mußte, bis man endlich auf den Punkt kam. Für Christiansen selbst waren die Natur und die Stimmungen, in den sie ihn versetzte, der Quell für Kraft und Mut, um das fortzusetzen, was er sich als Lebensaufgabe gesetzt hatte. Die Worte des Dichters Christian Winther: „Wer Trauer im Gemüte trägt, gehe hinaus in Wald und Flur!“ hatte Christiansen sich zu eigen gemacht. „In schwerer Zeit ist es gut dorthin zu gehen, wo es still ist oder wo die Stimmen, die sich erheben, sozusagen die Stille noch unterstreichen, die besänftigt, stärkt und aufbaut.“ Außerdem fand er Kraft in seinem tiefen christlichen Glauben daran, daß es eine höhere Gerechtigkeit gibt und Gott allem eine bestimmte Bedeutung beimißt.

Es war eben eine Lage wie die gegebene, in der Christiansens hochtrabender Schreibstil zur vollen Entfaltung kam und die Herzen ansprach. Wie nur wenige andere vermochte er, seine Liebe zu Dänemark und sein Vertrauen in die Zukunft zum Ausdruck zu bringen: „Es ist nicht Haß oder Rachedurst, was jetzt gepflegt werden soll“, hieß es am 16.4.1940: „Wir wünschen uns ein freies Lebensrecht für die verschiedenen Völker. Wir sollen uns nicht über Unrecht beschweren, sondern müssen im festen Wissen, daß auf dieser Welt, deren Anfang und Ende wir nicht kennen, eine große Gerechtigkeit herrscht, Ruhe bewahren. Jede einzelne Handlung ist eine Sache, die ihrem Wert nach die Zukunft mitgestalten und das Schicksal von Mensch und Volk mitbestimmen wird. Unsere Liebe lebt und wächst. Wir beten für die Kraft zum Tragen und zum Aufbauen. Eine feste Burg ist unser Gott.“

Verteidigungs- und Opferbereitschaft

Mehrmals kam Ernst Christiansen auf die Frage zurück, wie es überhaupt zu der Besetzung kommen konnte. Die Antwort darauf wollte er nicht in den äußeren Umständen, sondern vielmehr in den inneren Zuständen finden. Die Dänen hätten in den vergangenen Jahren „am Rande der Wirklichkeit gelebt“, hieß es am 19.4.1940, „Es wurde gesungen: ‚Ich bin Dänemark, ich bin Frieden!‘“ Es seien „Tausende von Vorträgen über die schützende Macht der dänischen Kultur, über die Aufgeklärtheit und das Glück des Volkes gehalten worden. Ja, es waren große Werte, die man in Dänemark erreicht hatte, aber der stolze Baum hatte nur eine schwache Wurzel. Ihm fehlte die richtige Verankerung. Nichts von dem, was das Volk sonst erreicht hat, ist gesichert, wenn der Opfermut dahinschwindet. Alles, was sonst an Geld und Güte gespendet wurde, reicht nicht aus, wenn ein Volk

nicht den Preis für ein selbständiges Leben zu zahlen bereit ist - den Einsatz des Lebens. Hier hilft es nicht, die Frage aufzuwerfen: Was kann es nützen?“ hieß es mit Hinweis auf das Schlagwort der dänischen Pazifisten, das der dänische radikal-liberale Politiker und Redakteur von Politiken Viggo Hørup 1883 in einer Rede im Folketing gegen Bewilligungen für den Verteidigungshaushalt geprägt hatte. „Nützt es zu leben? Werden wir danach gefragt? Aber zum Leben muß man das Leben verteidigen. Die Bedingungen sind nicht anders. Man bekommt sie nicht billiger. Alles muß davor notwendigerweise zurückstehen.“ Es geschehe auch nicht nur „aus Friedensliebe und Idealismus, daß viele Dänen trotz der Zeichen der Zeit die Abrüstung unterstützten.“ Es liege „eine gehörige Portion Selbsttäuschung darin, ein Versuch, der härtesten Wirklichkeit, dem größten Opfer zu entkommen“, schrieb Christiansen unzweideutig an die Adresse der Sozialdemokraten und Radikalliberalen gerichtet. Doch selbst diejenigen, die gegen diese Politik gestimmt hätten, nämlich die Konservativen und die Rechtsliberalen (Venstre), wären von diesem Geist angesteckt gewesen: „Was ist von ihrer Zähheit und Begeisterung übriggeblieben? Ist das, was sie einst eine Überlebensfrage nannten, nicht schon abgeflaut? Hofften sie nicht, hofften wir nicht alle, daß unser Volk wegen seiner Gutgläubigkeit davonkommen würde?“ Jetzt hätte die nackte Wirklichkeit verdeutlicht, daß sich so etwas bestenfalls in Friedenszeiten oder in einem Krieg unter besonderen Vorzeichen machen ließe, jedoch niemals auf Dauer: „Nur das Volk, das das Leben für sein Dasein einzusetzen bereit ist, wird es retten.“ Kurzsichtige Menschen „ohne eigentliches Ehrgefühl“ glaubten möglicherweise, daß Dänemark auch jetzt noch ungeschoren aus dem Krieg kommen könnte, „doch was es dafür bezahlen müssen wird, zeigt sich erst im Laufe der Zeit.“ Viele Seeleute wären bereits ums Leben gekommen, und viele Schiffe wären beschlagnahmt worden - doch es könnte noch viel schlimmer kommen: „Ein Volk, daß nicht dazu in der Lage ist, seine eigene Selbständigkeit zu verteidigen, kann am Ende nicht nur erst recht in den Krieg hineingezogen werden, sondern muß vielleicht sogar noch sein Leben für ein anderes Land aufs Spiel setzen.“ Das waren die Erfahrungen der dänischen Schleswiger, die hier in Christiansens Gedanken umherspukten - und damit seine persönlichen!

Die Ideale des dänisches Volks sollten keineswegs geschwächt oder gar abgeschafft werden, „aber ein paar unabänderliche Voraussetzungen müssen wieder gesetzt werden. Was seit uralter Zeit als süß und ehrenvoll galt, ja als eine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, muß dem Bewußtsein des Volkes von Kindesbeinen an wieder eingepflanzt werden. Das läßt sich nicht vermeiden. Die Zeit des ewigen Friedens ist noch lange nicht angebrochen. Wer weiß, ob man nicht noch in tausend Jahren darauf hinarbeiten muß.“ Es waren demnach also mangelnde Fähigkeit und Bereitschaft zur Verteidigung, die Dänemark aus Christian-

sens Sicht ins Verderben gestürzt hatten. Nun mußte man sehen, wie man damit zurecht kommen wollte - und sich als Dänen verbessern.

Christiansen erinnerte an eine Episode aus dem Jahre 1864, als dänische Kriegsgefangene nach dem Fall von Düppel durch Flensburg marschierten. „Die Herzen standen fast still“ bei den vielen dänisch gesinnten Flensburgern, die sich versammelt hatten, doch „ganz plötzlich erhob sich eine Stimme, eine stumpfe Melodie, mehrere setzten ein, mehr und noch mehr. Nur einen Augenblick später sangen alle ‚Dengang jeg drog afsted‘ (Als ich davonzog), und sie sangen, um ihren Kopf erhoben zu halten.“ Das dänische Volk „wird keinen Schaden davon nehmen, daß das Schicksal es schonungslos darüber belehrt hat, daß seine Einstellung nicht auf dem Boden der Tatsachen gefußt hatte. Doch die Kameradschaft wird in Zeiten der Heimsuchung, der Demütigung wieder aufstehen. Gerade mit der Härte der Lebenswirklichkeit wächst die schlichte Kameradschaft, die ihr Leben im Vergleich zu ihrer Liebe gering schätzt.“

Kraft konnte man sich in der Natur und im christlichen Glauben holen: „Die erste Aufgabe wird es immer sein, sich mit der eigenen Gebrechlichkeit, Mutlosigkeit, Verbitterung und Angst auseinanderzusetzen“, schrieb Ernst Christiansen am 20.4.1940 in Flensburg Avis. Nun galt es, im Unglück zu lächeln und mit seinem Lächeln andere anzustecken. Erst im Unglück sei das Leben lebenswert, denn gerade dann gäbe es so viele Aufgaben anzupacken. „Eine große Heimsuchung, eine Zeit der Bedrängnis, Trauer, Leiden sollten gerade an diejenigen einen besonderen Auftrag stellen, der davon betroffen ist. Da reichen Verdrießlichkeit, Eingeschnaptheit und Ungeduld nicht aus. Da muß man andere Schlüsse ziehen als aus den kleinen Ärgerlichkeiten, denen wir gewöhnlich auf dem Lebensweg begegnen und die man zunächst vielleicht auch ganz anders hätte auffassen können. Deine Trauer ist völlig bedeutungslos, wenn du dich nur mit dem Trauern begnügst. Es ist nicht wahr, daß dein Herz blutet, wenn du dich mit dem Ziehen deines Schmerzes begnügst und du dir selbst am meisten leid tust. Was ist mit dem kleinen Land, dem kleinen Volk, dem kleinen Ich, die die Heimsuchung wie ein Geschenk zum Ausbruch aus dem Kleinlichen heraus empfangen haben? Nun versuchen wir jeder für sich, die ganz großen Forderungen an uns selbst zu stellen. Und wenn es nicht gleich gelingt, dann pack es geschickter an!“

Die Lehre aus dem 9. April

Am 29.4.1940 wurde Ernst Christiansen konkreter: Der Volksgeist drängte nach Wiederauferstehung. Man könnte diese Haltung durchaus als angemessen empfinden: „Laßt uns nun abwarten und sehen, wie die Welt am Ende des Krieges aussieht. Laßt uns solange Ruhe und Ordnung halten, wie es von uns verlangt wird, laßt uns Zusammenhalten, um so gut wie irgend möglich wirtschaften zu

können und uns im übrigen davon abzuhalten, Worte darüber zu verlieren, was über den Tag und den Weg hinaus geht.“ Doch man sollte auch eine Lehre aus dem Geschehenen ziehen. Eine dänische Tageszeitung habe festgestellt, daß „der Widerstand gegen die Verteidigungsausgaben richtig war“, denn Finnland habe für seinen Widerstand gegen den sowjetischen Angriff die Rechnung erhalten und erfahren, was es im Krieg „an Blut und Land und Vermögensverlusten“ zu bezahlen hatte. Dänemark sei da klüger, hieß es in dieser Zeitung, und man sei „ungeheuer viel billiger davongekommen.“

Doch wenn *dies* die Lehre aus dem deutschen Einmarsch sein sollte, „würden manche Dänen in einem verzweiferten Schwarzsehen zugrunde gehen“, fand Ernst Christiansen. So könne die Rechnung nicht aufgestellt werden. Es fehle eine Zwischenabrechnung: „Es ist die Stellung des finnischen Volkes im Bewußtsein der Welt und im eigenen Bewußtsein, die gewaltige Stärke, die es hieraus schöpfen kann und die sich nun in der Gemeinschaft des Wiederaufbaus niederschlägt. Nach der ersten Trauer und Enttäuschung hat das finnische Volk den Kopf wieder erhoben, mit der Ehre, dem Glauben und der Fähigkeit, mit dem vollständig geborgenen Lebensmut.“

Auch sonst taue die Rechnung zu nichts: Die finnische Aufgabe sei beendet, aber „die dänische steht noch ungelöst“. Deutlicher hätte man kaum sagen können, daß die Anwesenheit der deutschen Wehrmacht in Dänemark wohl eine kostspielige Angelegenheit werden könnte, vielleicht noch teurer, als wenn man sich gewehrt hätte.

Hinzu kam, meinte Christiansen, daß eine Nation, die auch in der Zukunft anderen Nationen die Landesverteilung überlassen wollte, sich selbst zu einer zweitklassigen Nation abstempelte, „die sich selbst nicht Waffen anvertraute und auch nicht von anderer Seite Waffen erhielt, mit denen sie ihr Land und ihre Unabhängigkeit hätte verteidigen können und somit höchstens damit enden könnte, die Arbeit für ein anderes Land zu verrichten.“ Wieder einmal kommen hier die Erfahrungen der dänischen Schleswiger aus dem Ersten Weltkrieg zum Vorschein, die als deutsche Soldaten für eine fremde Sache ihr Leben riskieren mußten. Demnach war die Rechnung an Menschenleben für Dänemark auch 1940 noch längst nicht abgeschlossen. Die richtige Lehre aus dem Geschehenen mußte dagegen lauten, daß „man sich selbst und der Erziehung der Jugend einen anderen Wert als bisher beimißt“ und „lernt, Leben für Leben zu geben, Leben unter Einsatz des Lebens zu retten. Was nützt uns ein erbärmliches Leben, das eine Zeitlang auf Kosten dessen bewahrt wird, was das Leben wirklich lebenswert macht - nur eine Zeitlang bewahrt, denn auch Sklaven werden nicht Lebensgefahr entrinnen können.“

Dies war nicht als Vorwurf gegen jemanden gedacht, auch nicht gegen die politi-

schen Parteien, denn nach der Entscheidung vom 9. April konnte keine politische Entscheidung mehr getroffen werden. Jetzt müsse von „den dänischen Schulen, den dänischen Volkshochschulen, der gesamten Jugendarbeit, von allem, was mit der Arbeit, den Geist der dänischen Nation zu untermauern und entfalten, zu härten und zu stählen, zu tun hat“, die Rede sein. Man müsse sich nicht „zur militärischen Gesinnung wenden. Die alten Ideale sind gut genug, der Einsatz dafür jedoch nicht. Man sollte weniger reden. Man sollte mehr in die Tat umsetzen, als man mit Worten verspricht, und nicht umgekehrt. Wünscht sich das junge Dänemark, wie seit 1200 Jahren auch in der Zukunft eine selbständige Nation zu sein, will es die Möglichkeit haben, in wirtschaftlicher, politischer und geistiger Eigenständigkeit für Frieden und Freiheit zu kämpfen, dann muß Opferbereitschaft die höchste Tugend werden, und alles, zuerst wie zuletzt das Leben, muß ihr zur Verfügung stehen. Nur eine solche Gesinnung wird Achtung erschaffen, bei der deutschen Nation wie überall in der Welt. Nur eine solche Gesinnung kann den Grundstein zu Vertrauen und Sicherheit legen.“

Die logische Konsequenz der Haltung, wie Ernst Christiansen sie in den Tagen nach dem 9.4.1940 immer wieder ausdrückte, hätte direkt zu einem bewaffneten Widerstandskampf gegen die deutsche Besatzungsmacht führen können. Aber es ist alles andere als sicher, ob sich Christiansen darüber im klaren war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er vielmehr die Protesthaltung der dänischen Schleswiger in den Jahren 1864-1920 im Hinterkopf. Die militärische, physische Verteidigung hätte am 9. April eingesetzt haben müssen. Christiansen sprach sich deutlich genug dafür aus, daß sich Dänemark aus militärischer Stärke und verbissener Verteidigungsbereitschaft heraus mit aller Kraft gegen die deutsche Invasion hätte zur Wehr setzen müssen - wie es die Finnen gegenüber der Sowjetunion getan hatten, In der nun gegebenen Situation waren eine gemeinsame Regierung, Ruhe, Ordnung und würdevolles Auftreten zwar das richtige, aber das Geschehene mußte auch die Grundlage für eine gründliche Selbstüberprüfung und eine jedenfalls *geistige* Wiederauferstehung schaffen. In Erinnerung an das Ereignis in Flensburg von 1864 und die nationale Mobilisierung der dänischen Schleswiger insgesamt dachte Ernst Christiansen zum Beispiel an den Protest durch Sängereisen. Er warnte vor „Augenblicks-Heldengesten“, aber es läßt sich nur schwierig definieren, wann etwas eine „Augenblicks-Heldengeste“ und wann etwas eine „zähe, beherzte und mannhafte Handlung“ ist. Das hat er selbst wahrscheinlich nicht vollständig durchdacht.

In jedem Falle ist es überdeutlich zu erkennen, daß die deutsche Besetzung Dänemarks für die Redaktion von Flensburg Avis ein großes Unglück bedeutete - und nicht, wie es von offizieller deutscher Seite dargestellt wurde, eine Präventionsmaßnahme gegen englische und französische Invasionspläne. Obwohl die

Deutschen wohl kaum mit Berechtigung hätten erwarten können, daß man Begeisterung oder zumindest Erleichterung über das Eingetroffene ausdrückte, war die Position der Zeitung doch so markant, daß man auch im Propagandaministerium mißtrauisch wurde. Selbst der Sicherheitsdienst (SD) notierte sich die Einstellung der dänischen Minderheit und ihrer Organe. In einer Eingabe vom 17.6.1940 u.a. über das Jahrestreffen der Minderheit heißt es: „In den zahlreich gehaltenen Vorträgen wurde einstimmig die Besetzung Dänemarks durch deutsche Truppen bedauert und der 9. April 1940 als der schwärzeste Tag in der Geschichte Dänemarks bezeichnet. Mit Sehnsucht würde der Tag erwartet, der Dänemark seine Freiheit wiedergeben würde.“

Die Absetzung Ernst Christiansens

In den grenzdeutschen Kreisen war man äußerst verbittert über die Position von Flensburg Avis. Man bombardierte das Propagandaministerium förmlich mit Aufforderungen, die Zeitung zu schließen oder zumindest den Chefredakteur zu entfernen. Auch der schleswig-holsteinische Gauleiter Hinrich Lohse wartete auf eine Gelegenheit, um zum entscheidenden Schlag gegen die Tageszeitung der dänischen Minderheit auszuholen. Dieser Anlaß bot sich, als der junge Tondernische Lokalredakteur der Zeitung, Viggo Lausten, am 20.4.1940 verhaftet wurde, weil man ihn der Spionage für die Westalliierten bezichtigte. Er wurde in das Kopenhagener Kastell geschafft, wo er am 2.5.1940 Selbstmord beging. Die Darstellung dieses Ereignisses in Flensburg Avis führte am 1.6.1940 dazu, daß die Zeitung 14 Tage lang nicht erscheinen durfte - und dazu, daß die Drohung mit einem dauerhaften Verbot beim nächsten Verstoß wie ein Damoklesschwert über der Redaktion hängen sollte. Als Konsequenz aus dieser Drohung sah sich Ernst Christiansen am 8.7.1940 dazu genötigt, seinen Rücktritt einzureichen, und nach langen und schwierigen Verhandlungen erkannten die NS-Behörden L. P. Christensen, seit 1898 Mitarbeiter und seit 1906 Redaktionssekretär der Zeitung, als seinen Nachfolger an. Damit war die Kontinuität in der Linie von Flensburg Avis gesichert.

Ernst Christiansen verstarb am 26.2.1941, gebrochen und verbittert. Der Mann, der sein ganzes Leben hindurch so viele tiefe Enttäuschungen erlebt und überstanden hatte, konnte diese letzte nicht mehr verkraften.

Übersetzung: Gerret Schlaber

Quellen und Literatur in Auswahl:

Flensborg Avis, Jygge 1939-1940

Briefe und Tagebücher von Ernst Christiansen: Landesarkivet for Sønderjylland P 106. Arkiv Ernst Christiansen, pk. 23 u. 25

Axel Johnsen, „Front og bro“-løsenet under nazismens pres - Ernst Christiansen og Flensborg Avis 1938-40: Sønderjyske Aarbøger 1998, S. 133-161

Jacob Kronika, Manden i Flensborg, in: P. Kürstein (Red.): Flensborg Avis 1869, 1. Oktober 1969, Flensborg 1969, S. 197-306

Johan Peter Noack, Det danske mindretal i Sydslesvig 1920-45, 2 Bdc, Aabenraa 1989

Gerhard Paul (Hg.), „Flensburg meldet: ...!“ Flensburg und das deutsch-dänische Grenzgebiet im Spiegel der Berichterstattung der Geheimen Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD) des Reichsführers-SS (1933-1945). Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Bd. 2, Flensburg 1997

Das Industriemuseum Schleswig – ein grenzübergreifendes Projekt

von *ELISABETH JACOBS*

Noch um 1900 erwähnten kunsthistorische Reiseführer wie der „Baedeker“ ganz selbstverständlich neben Museen, Kirchen und Bürgerhäusern des Ruhrgebietes die Stahlkonstruktionen der Eisenhütten und Kohlebergwerke. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges scheint jedoch diese Wahrnehmungsweise von einem Verdrängungsprozeß ergriffen zu werden, der vor allem die Schwerindustrie trifft. Doch die Industriekultur ist wichtiger Bestandteil unseres Lebens und unserer Geschichte. Ihre Existenz scheint einerseits selbstverständlich und allgegenwärtig, andererseits fremd und entfernt, besonders und zunehmend für diejenigen, die nicht direkt damit belästigt sind. Vielleicht ist dies ein Grund, weshalb technische Veränderungen und gesellschaftliche Auswirkungen in der breiten Öffentlichkeit nicht entsprechend wahrgenommen werden.

Die Phase der sogenannten „Industrialisierung“ umfaßt zwar nur einen relativ kurzen Zeitraum unserer jüngsten Vergangenheit, aber mit dem Übergang von der bäuerlichen Kultur zur Industriekultur im 19. Jahrhundert haben Arbeit und Lebensweise überall in Europa einen grundlegenden Wandel erfahren. Der Durchbruch der Industrialisierung und ihr siegreiches Fortschreiten in den Jahren nach 1900 haben eine Gesellschaft geformt, die sich von derjenigen des 19. Jahrhunderts fundamental unterscheidet - nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem innersten Wesen. Die Industriegesellschaft der Gegenwart gründet sich auf der Vorstellung vom Wert des ständigen Wachstums, und gerade heute erscheint das Verhältnis zu Begriffen wie „Tradition“ und „Kulturrelikt“ völlig anders zu sein als in früheren Zeiten.

Unsere Gesellschaft ist heute erneut einer starken Veränderung unterworfen. Die traditionelle Industriearbeit des 20. Jahrhunderts wird an der Schwelle zum dritten Jahrtausend von neuen Technologien abgelöst, und auch die noch existenten Arbeits- und Lebensformen werden uns schon bald wieder weit entfernt scheinen. Wissen über industrielle Produktionstechniken und darüber hinaus zahlreiche industriehistorische Gegenstände aus den letzten 150 Jahren, die eigentlich bewahrt werden müßten, gehen verloren. Die industriehistorische Dokumentations- und Sammlungstätigkeit, die das notwendige Wissen ohne große Überschneidungen sichert, kann nicht Schritt halten mit der rasanten Entwicklung. Dokumentation, Sammlungspolitik und Ausstellungen der kulturhistorischen Museen sind noch immer überwiegend geprägt von Themen aus der Vorzeit, dem Mittelalter, der vorindustriellen Bauerngesellschaft oder der traditionsreichen

Handwerkskultur und spiegeln daher nur in geringem Umfang die durchgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen der Industrialisierung seit der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wider.

Die Vorbilder

Die Bewahrung des technischen und industriellen Kulturerbes unterscheidet sich erheblich von der traditionellen Sammlungs-, Dokumentations- und Erhaltungsarbeit der Museen. Viele Museen taten sich zudem lange Zeit schwer damit, Kriterien für die Sammlung von industriell in Massen hergestellten Gegenständen ohne jegliche Individualität festzulegen, dennoch gibt es inzwischen gute Grundlagen hierfür. Hinzu kommt, daß die Präsentation von Industriekultur viel Platz und erheblichen technischen Aufwand erfordert. Dennoch: Die Kenntnis der Vergangenheit ist notwendig zur Gestaltung der Zukunft. Den Museen muß zur Erfüllung ihres bildungspolitischen Auftrags die Möglichkeit gegeben werden, sich mit dieser Thematik ihrer Bedeutung entsprechend zu befassen.

Bei einigen unserer europäischen Nachbarn hat man die Bedeutung des industriehistorischen Erbes schon früh erkannt und, wie z. B. in England, auch in Museumskonzeptionen einbezogen. Hier liegt im Tal des Flusses Severn zwischen Birmingham und Gloucester die eigentliche „Wiege der Industriekultur“. Seit dem Mittelalter wurden im „Coalbrookdale“ Kohle und Kalkstein in großen Mengen abgebaut. Bereits zu Zeiten Heinrichs VIII. stellte man Eisen her und verarbeitete es in den Fabriken weiter. Mit dem Bau der ersten eisernen Brücke der Welt im Jahre 1779 eröffneten sich optimale Möglichkeiten für den Transport der Rohstoffe und der in den Fabriken hergestellten Produkte. Das Tal entwickelte sich zu einer der weltweit wichtigsten Industrieregionen.

Viele der alten Minen, Schächte und Fabriken sind verfallen; Maschinen wurden verschrottet, als sie nicht mehr gebraucht wurden. Die Überreste aber bilden heute den Grundstock einer großartigen Museumslandschaft mit einem Freilichtmuseum mit historischen Werkstätten, Geschäften, einer Schule und Bank, den Wohnhäusern für Arbeiter und Angestellten ergänzt von Spezialmuseen und themenbezogenen Ausstellungen. Auf den ehemaligen Industriebrachen und -ruinen ist mit dem Industrietourismus eine neue, durchaus lebendige Infrastruktur entstanden.

In Deutschland hingegen finden die Zeugnisse der Industriekultur erst seit ca. 25 Jahren zunehmendes Interesse in der breiten Öffentlichkeit. Besonders die Tourismusbranche hat schnell den Wert der industriellen Hinterlassenschaften erkannt und darüber hinaus verstanden, diese optimal zu nutzen: So werden z.B. im Ruhrgebiet mit der „Tour der Ruhr“ erfolgreich spezielle themen- oder regionenbezogene Arrangements angeboten, die die Besucher zu verschiedenen

Technik- und Industriedenkmälern führen.

Aber auch in auf den ersten Blick weniger industriell geprägten Regionen hat die „Industrialisierung“ stattgefunden. Im nördlichen Westfalen hat man mit der Restaurierung des Osnabrücker Haseschacht-Gebäudes im Jahre 1985 den ersten Schritt zum 1994 eröffneten Industriemuseum Osnabrück gelegt. Das Haus zeigt eindrucksvoll die Geschichte des Steinkohlenabbaus am Piesberg seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Schließung der Zeche 1898 und die spätere Nutzung durch die Steinindustrie. Ganz gezielt wird die Umgebung der alten Industrieanlage mit Abbaugruben, Schacht, Bahnhof, Kanälen und Brücken, Gesellschaftshaus und Arbeiterwohnungen für den Besucher einbezogen, um auch die mit der industriellen Nutzung einhergehenden Veränderungen der Landschaft und der Lebensbedingungen zu verdeutlichen. Die Idee ist nicht neu; sie folgt dem Beispiel der erfolgreichen französischen Eco-Musees, die nicht die „Objekte“ ins Museum holen, sondern sie „in situ“, d.h. vor Ort und im ursprünglichen Zusammenhang, zeigen.

Die Basisstationen Kupfermühle und Cathrinesminde

Gerade das macht auch den besonderen Reiz eines neuen Museumsprojektes an der deutsch-dänischen Grenze aus. Das dänische Ziegeleimuseum „Cathrinesminde Teglværksmuseum“ als Dependence von Schloß Sønderborg und der im Februar 1998 neugegründete Verein „Industriemuseum Kupfermühle e.V.“ haben ein Konzept für ein gemeinsames Museumsnetzwerk erarbeitet, das die Industrialisierung im früheren Herzogtum Schleswig zum Thema hat. Diese grenzübergreifende Zusammenarbeit an einer dauerhaften Einrichtung mit gleichberechtigten Partnern verschiedener Nationalität ist in dieser Form eine Novität. Aufgrund der gemeinsamen Geschichte ist sie unbedingt notwendig für eine umfassende, historisch korrekte Darstellung der schleswigschen Industriekultur. Mit der Industriegeschichte unseres Landes hat sich die regionale Forschung bisher nämlich nur „ausschnittsweise“ beschäftigt. In den Museen Schleswig-Holsteins wird Industriekultur z. B. im Industriemuseum Elmshorn, in Herrenwyk bei Lübeck, in Neumünster und mit regionalem bzw. lokalem Bezug an wenigen weiteren Orten gesammelt und ausgestellt. Im Landesteil Schleswig fehlt dieser wichtige Aspekt, bzw. wird er allenfalls in den Schiffahrtsmuseen thematisiert. Dabei gibt es vor Ort noch vieles zu entdecken.

In der dänischen Industriegeschichtsforschung wird Nordschleswig z. B. als Sonderfall gesehen und vor allem im Rahmen der nationalen Geschichtsschreibung dargestellt. Eine umfassende museale Darstellung fehlt jedoch auch hier. Wegen

der gemeinsamen geographischen, wirtschaftlichen und administrativen Geschichte muß die Industriegeschichte Nord- und Südschleswigs ungeachtet der heutigen nationalen Grenzen jedoch als Einheit gesehen werden. Auch nach der Volksabstimmung von 1920 war die industrielle Entwicklung noch weitgehend von der früheren Einheit des Raumes geprägt. Die Initiative zur Einrichtung des grenzübergreifenden Industriemuseums - unterstützt vom Museumsamt Schleswig-Holstein und dem Amt Sønderjylland - fand daher Anfang März 1999 die Zustimmung des dänisch-deutschen Regionalrates.

Das im Aufbau befindliche „Industriemuseum Schleswig“ ist dezentral strukturiert mit zwei sogenannten Basisstationen in Kupfermühle und Cathrinesminde und einem Netz von Außenstationen beiderseits der Grenze. Die beiden Basisstationen repräsentieren die wichtigsten Industriezweige der Region, die Ziegelherstellung und die Kupfer- und Messingproduktion. Die „Kupfermühle“ bei Harrislee an der Flensburger Förde, die ihren Betrieb im Oktober 1962 endgültig einstellte, blickt auf eine lange Tradition zurück. Begründet wurde die Kupferproduktion zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Seit 1633 wurden nachweislich in der einst größten Fabrik des dänischen Gesamtstaates Kupferbleche für die Bedachung der königlichen Schlösser und zur Verkleidung hölzerner Schiffe hergestellt. Zahlreiche Spezialwerkstätten auf dem Werksgelände produzierten Bleche, Stangen und Rohre, die u.a. im benachbarten Flensburger Hafen verarbeitet wurden. Hinzu kamen Hausrat wie Kerzenleuchter, der berühmte „Flensburger Eimer“, Wasserkessel etc. Die Handelsbeziehungen der Kupfermühle reichten bis nach Asien. Die in den vergangenen Jahren mit erheblichem Aufwand restaurierte Arbeitersiedlung mit Gebäuden des 17. bis 19. Jahrhunderts steht als einmaliges Ensemble unter Denkmalschutz. Im ehemaligen Pfortnerhaus ist aus privater Initiative eine kleine Ausstellung zur Geschichte der Kupfermühle eingerichtet worden, und der erwähnte Förderverein bemüht sich aktiv um die Einrichtung einer Basisstation für das geplante grenzübergreifende Industriemuseum in einer der ehemaligen Werkhallen. Erst kürzlich konnte eine Borsig-Dampfmaschine Baujahr 1934, wie sie einst in Kupfermühle stand, aus einer Hefefabrik in Elmshorn nach Kupfermühle überführt werden.

Auf dänischer Seite der Flensburger Förde ist geplant, auf dem Gelände des 1994 eröffneten Ziegeleimuseums Cathrinesminde eine Pendant-Basisausstellung einzurichten. Cathrinesminde ist schon heute ein lebendiges, gut besuchtes Museum, das mit großem Engagement aus der Region in einer stillgelegten Ziegelei eingerichtet worden ist; früher gab es über 80 Ziegeleien an der Flensburger Förde. Für beide neuen industriegeschichtlichen Ausstellungen gilt, daß sie die Grundlage für eine moderne Form der Museumsvermittlung in Hinblick auf das 21. Jahrhundert und die Freizeitgesellschaft sein werden. Freizeitforscher haben

den neuen Trend weg vom mehrwöchigen Jahresurlaub und hin zu mehreren, jedoch nur kurze Zeiträume umfassenden Urlaub, der über das Jahr verteilt wird, verdeutlicht. „Events“, Wochenendveranstaltungen und das „Besondere“, möglichst in der Region, sind gefragt. Eine dezentrale Struktur, die Verortung in der Region und die Einbeziehung von vielen Freiwilligen wird besonders angesichts knapper werdender öffentlicher Ressourcen ein Zug der Kulturvermittlung sein, die immer größere Verbreitung finden wird.

Ein Netz von Außenstationen

In den geplanten Ausstellungen in Kupfermühle und Catharinesmühle werden wesentliche Aspekte der Entwicklung von Arbeit und Gesellschaft in der Region mit Schwerpunkt auf den vergangenen 150 Jahren, die verschiedenen Industriezweige und ihre Entwicklung vom Handwerk über die Industrie bis zur Hochtechnologie thematisiert. Schon hier sollen die Besucher auch über die Außenstationen beiderseits der Grenze informiert werden, an denen Geschichte im originären historischen und kulturellen Zusammenhang anschaulich und lebendig vermittelt wird. Zum Teil befinden sich die vorgesehenen Außenstationen in privater Hand, teils aber auch in öffentlicher Trägerschaft. Sie sollen von den Basisstationen aus für die Öffentlichkeit mit Prospekten, Karten und Informationstafeln erschlossen werden; gemeinsame Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen sind darüber hinaus geplant. Bei der Auswahl der Außenstationen wurde Wert darauf gelegt, die Industrialisierung in möglichst großer Vielfalt zu zeigen und die interessantesten, regionaltypischen Beispiele auszuwählen. Die ersten Partner für eine Zusammenarbeit sind bereits gefunden, weitere Kontakte angebahnt.

Gerade die Außenstationen verdeutlichen die vielfältigen Aspekte, die sich hinter dem Begriff „Industriekultur“ über die Produktion hinaus verbergen. Die moderne Technik der Industriezeit erneuerte sämtliche Lebens- und Arbeitsbereiche in Stadt und auf dem Lande, so z.B. in der Nahrungsmittelherstellung. Nur wenige der vielen alten Mühlen verschiedenster Bauart und Funktionsweise, die es früher gegeben hat, haben die Jahrhunderte überstanden. Im Dorf Schaalby an der Schlei, das mit seiner Wassermühle von 1464 bis ins 19. Jahrhundert zum Johankloster Schleswig gehörte, wurde am alten Standort 1842 eine neue Wassermühle gebaut, die mit dem Wohnhaus des Müllers unter Denkmalschutz steht. Ihre Innenausstattung ist noch vollständig erhalten und in Betrieb, ein später angebautes Windrad zur Ergänzung der Wasserkraft wurde wegen statischer Probleme leider abgerissen.

Die Eidermühle in Friedrichstadt steht als Beispiel für die spätere industrielle Verarbeitung des Getreides. Sie wurde in typischer Bauweise der Gründerzeit

errichtet, ohne allerdings die Vorgängerbauten, die Windmühle und die alten Wohngebäude der Mühlenbesitzer, abzureißen. Der prächtige Bau fällt heute besonders denjenigen Touristen auf, die eine Grachtenfahrt auf einem der Ausflugsboote unternehmen.

Für einen anderen Produktionszweig steht die wieder in Betrieb genommene Meierei Osterfeld bei Husum. In Osterfeld gab es schon früher eine Genossenschaftsmeierei, deren Gebäude, heute allerdings baulich stark verändert, noch in der Nachbarschaft bestehen. Als diese ihren Betrieb einstellte, wurde 1929 eine private Meierei errichtet, die bis 1992 produzierte. Ein Jahr später nahm der neue Meierist die Produktion von Butter, Käse, Joghurt und Quark wieder auf. Das Meiereigebäude steht mit der alten Inneneinrichtung unter Denkmalschutz. Zur Zeit wild hier ein Besucherraum eingerichtet, von wo aus man bei der traditionellen Arbeit in der Halle Zusehen kann.

Zum Netz der Außenstationen sollen auch „kleine“ Zeugnisse der Industrialisierung gehören, die vor Ort betreut oder auch nur mit Informationstafeln ausgestattet werden müssen, wie z.B. ein Steinbrecher bei Lürschau von 1942, der die Innovationen des Straßenbaues und die Bedeutung der verkehrstechnischen Entwicklungen ebenso veranschaulichen kann wie die Klappbrücke in Lindaunis, einer der typischen Bahnhöfe der Region oder einzelne Trafostationen. Technische Denkmäler des Schiffbaus und der Wasserwirtschaft wie Schleusenanlagen, Pegelhäuser, Wasserläufe und Frachtkanäle sollen ebenfalls später mit einbezogen werden. Besonders im Bereich des Deich- und Schiffbaus hat Schleswig-Holstein sehr viel Interessantes zu bieten: Der Dockhafen in Husum ist die einzige Anlage ihrer Art an der gesamten deutschen Küste. Sie wurde 1990 wegen der technikgeschichtlichen, schiffahrts- und stadthistorischen und überregionalen Bedeutung unter Denkmalschutz gestellt. Das tideabhängige, 34 x 70 Meter große Trockendock wurde mit der Modernisierung des Husumer Hafens von 1847 bis 1877 mit Magazin, Lager, Werkstattgebäude mit Schmiede, Schlosserei und Tischlerei und einem Büro gebaut. Der Boden des Trockendocks ist mit Klinkersteinen gepflastert. Bei Hochwasser fahren die Schiffe hinein. Bei Ebbe wird das Wasser durch Öffnen der Tore abgelassen und die Schiffe liegen auf dem Trockenen. Das Trockendock wird noch heute mit seinen Werkstätten für die Unterhaltung und Reparatur der Dienstfahrzeuge der Hafenverwaltung genutzt. Es wäre also gerade deshalb äußerst interessant, es für Besucher zu erschließen.

Die Windmühle „Amanda“ in Kappeln wurde 1888 als Galerieholländer gebaut. Ursprünglich war sie eine Kornmühle mit angebautem Sägewerk und erinnert heute an Kappeln einstige Bedeutung als Holzumschlagplatz. In der voll funktionsfähigen Sägerei wird in einem „working-museum“ gearbeitet. Die technische Entwicklung holzverarbeitender Maschinen läßt sich hier eindrucksvoll an den

historischen Säge- und Hobelmaschinen des 19. Jahrhunderts erleben.

Auch auf dänischer Seite gibt es interessante Beispiele: Das Amt Sønderjylland hat kürzlich die stillgelegte Kleiderfabrik „Schaumann“ in Haderslev erworben, in der u.a. eine örtliche Kutschensammlung untergebracht werden soll. Leider hat man hier bereits den größten Teil der ehemaligen Fabrikeinrichtung „entsorgt“, mit dem verbleibenden Rest ist jedoch geplant, eine wirkungsvolle Ausstellung zur Textilfabrikation einzurichten.

Energiegewinnung und -nutzung sind Themen, die im alten Wasserkraftwerk Christiansdal veranschaulicht werden sollen. Hier legte im Jahre 1771 der Major Gerh. Nicolai Blechingberg den Grundstein zur Blechfabrik „Gothåb“ auf einem der Grundstücke des zum „Tørning Ladegård“ gehörigen „Christiansdal“. Das Werk existierte zwar nicht lange, aber die einzigartigen Möglichkeiten zur Nutzung der Wasserkraft lockten später mehrere Unternehmer an diesen Ort. Nach der Blechfabrik produzierten hier eine Bleichanstalt, eine Weberei, eine Stampfmühle, eine Ölmühle, eine Holzschleiferei, eine Papierfabrik, ein Glasschleiferunternehmen, eine Spiegelglasfabrik, eine Glas- und eine Sodafabrik. Zuletzt wurde die Wasserkraft für die Herstellung von Elektrizität genutzt. Christiansdal ist ein seltenes Beispiel für die industrielle Nutzung von Wasserkraft in Schleswig, das zugleich mehreren „klassischen“ und frühen Industrieunternehmen Platz bot. Die Geschichte des größten dänischen Industriebetriebes ist im firmeneigenen Danfoss-Museum bei Nordborg dargestellt. Nordschleswig war sicherlich ein Gebiet, das hauptsächlich landwirtschaftlich genutzt und daher erst spät industrialisiert wurde. Es ist deshalb von geradezu symbolischer Bedeutung, daß die Firma „Danfoss“, das größte Industrieunternehmen in Sønderjylland, auf einem Bauernhof gegründet wurde. Im Jahre 1933 begann der Ingenieur Mads Clausen auf dem Dachboden des elterlichen Hofes in Eismark auf Alsens mit einer bescheidenen Produktion von automatischen und thermostatischen Expansionsventilen. Heute hat der nordschleswigsche Konzern Fabriken im nördlichen Teil Alsens, in Gravenstein, Tingleff und in Flensburg. In dem Bauernhof, wo das Industrieabenteuer begann, befindet sich heute das Danfoss-Museum.

Das Museum im Sonderburger Schloß hat mit Unterstützung der staatlichen Museumsbehörde 1997 eine Untersuchung über die Solo-Fabrik in Sonderburg durchgeführt, deren markante Gebäude die Stadtsilhouette am Hafen prägen. „Solo“, das einst ca. 75 Prozent der dänischen Margarine produzierte, hat mittlerweile seine Pforten geschlossen. Die Untersuchung des Museums hat aber eine bedeutende Sammlung von Bildern erbracht. Zwar fehlen bedauerlicherweise Einrichtungsgegenstände, dennoch wäre die alte Fabrik eine weitere, sehr interessante und günstig gelegene Außenstation des Industriemuseums Schleswig. Neben diesen schon fest ins Visier genommenen Standorten gibt es noch zahlreiche

andere potentielle Außenstationen, deren Existenz oft nur Interessierten bekannt ist und die im Zuge dieses Projektes teilweise erstmals erfaßt und einem breiteren Publikum nähergebracht werden können.

Auf den Industriebrachen und -ruinen in unseren Nachbarländern ist mit dem Industrietourismus längst eine neue Infrastruktur entstanden. Vergleichbare strukturfördernde Maßnahmen wären auch an der deutsch-dänischen Grenze realisierbar und durchaus wünschenswert. Die Industriekultur dieser Region ist erhaltenswert, und trotz mancher Versäumnisse ist es weiterhin möglich, wesentliche Züge der Geschichte zu dokumentieren und auszustellen. Durch die Errichtung eines dezentralen industriehistorischen Museums werden sowohl die Kontinuität als auch die Erneuerung der Industrie in der heutigen Region Sønderjylland-Schleswig sichtbar gemacht. Das Industriemuseum wird die Kulturlandschaft der Grenzregion bereichern und die grenzüberschreitende Kooperation intensivieren. Über eine Landesgrenze hinaus wird mit dem „Industriemuseum Schleswig“ eine dauerhafte, auf die Zukunft orientierte, gemeinsame Kultureinrichtung geschaffen werden, wofür sicherlich ein wachsender Bedarf besteht.

Literaturhinweise:

Adriansen, Inge, Industrien på museum. Om dokumentærem af sønderjysk industriehistorie 1, in: Nordslesvigske Museer Nr. 17, Aabenraa 1990/91, S. 41 ff.

Adriansen, Inge, Paulsen, Kim J., Et sønderjysk industriemuseum med feltstationer - forslag til bevaring og formidling af industriekultur i Sønderjyllands Amt. in: Nordslesvigske Museer Nr. 22, 1997

Askgaard, H., Den sønderjyske industris udvikling fra 1920-1970, København 1970

Bockhorn, O., Jöhler, R., Industriegeschichte und Arbeiterkultur. Beiträge zur Frage ihrer Dokumentation und musealen Dokumentation, Wien 1987

Brockstedt, Jürgen (Hg.), Frühindustrialisierung in Schleswig Holstein, anderen norddeutschen Ländern und Dänemark. Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig- Holsteins Bd. 5, Neumünster 1983

Diederichs, Urs J. (Hg.), Eisern in die neue Zeit. Die metallverarbeitende Industrie der Provinz Schleswig-Holstein um 1900 im Spiegel zeitgenössischer Text- und Bildquellen, Kiel 1984

Diederichs, Urs J. (Hg.), Schleswig-Holsteins Weg ins Industriezeitalter, Husum 1990

Henningsen, Lars N., Jernstøberier og maskinefabriker i Nordslesvig indtil ca. 1910, in: Sønderjyske Årbøger 1982, S. 137 ff.

Jacobs, Elisabeth, Paulsen, Kim, Das Industriemuseum Schleswig - Ein Modell

für ein grenzübergreifendes Museum der Industriekultur, Planungsmappe, hg.
vom Industriemuseum Kupfermühle e.V., Busdorf 1998

Harsberg, V., Trask af den sønderjyske industrie udvikling 1850-1864, Aabenraa

1988 Norsk Kulturnråd, Bevaring af tekniske og industrielle kulturminner i Norge,

Oslo 1988

Behutsame Annäherung

Grenzfriedensbund: Lothar Hay zum Vorsitzenden wiedergewählt

HUSUM (hei) Vorstandswahlen und ein Referat zum Thema „Deutsch-dänische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ bestimmten die Mitgliederversammlung des Grenzfriedensbundes im Husumer Handwerkerhaus.

Im kommenden Jahr feiert der Grenzfriedensbund sein 50jähriges Bestehen. Der Grenzlandbeauftragte Kurt Schulz dankte für das Wirken zum Wohle des Landes und für die grenzüberschreitende Tätigkeit. Sein Lob galt den Ehrenamtlichen. Der Vorsitzende des Nordfriesischen Vereins, Hark Martinen, betonte, daß seine Vereinigung seit Jahren Mitglied im Grenzfriedensbund sei und die Zusammenarbeit deutscher und dänischer Friesen im Gegensatz zu früher gut geworden sei. Frieden mahnte der SPD-Bundestagsabgeordnete Manfred Opel mit Blick auf den Krieg im Kosovo an. „Wer den Frieden verliert, verliert die Zukunft, und das Kosovo lehrt uns, wir müssen zusammenhalten.“

Auf reges Interesse traf das Referat des Leiters des Sekretariats der Deutschen Volksgruppe in Kopenhagen. „Dänen respektieren Deutsche“, betonte Siegfried Matlok und erinnerte an Zeiten, als das noch anders war. In einem Rückblick ließ er die Entwicklung des Zusammenlebens im Grenzland Revue passieren. Deutschland sei seit der Wiedervereinigung größer als Dänemark, das Nachbarland aber wiederum ist größer als Schleswig-Holstein, und in Dänemark seien die Kommunen größer als diesseits der Grenze. Unter diesem psychologischen Aspekt müsse man das deutsch-dänische Verhältnis betrachten. „Was bis heute im Grenzland geschehen ist, konnte man sich vor 20 Jahren noch nicht vorstellen“, würdigte Siegfried Matlok die heutige Zusammenarbeit der beiden Volksgruppen. Trotzdem müsse die Entwicklung behutsam vorangetrieben und Dänemark auch in seinem Nationalbewußtsein als europäischer Partner ernst genommen werden.

Bei den Vorstandswahlen des Grenzfriedensbundes gab es bis auf eine Ausnahme keine Veränderung. Für den scheidenden Hauke Hüper wurde Karl-Rudolf Fischer als Beisitzer gewählt. In ihren Ämtern bestätigt wurden der Vorsitzende Lothar Hay, sein Stellvertreter Ulf von Hielmcrone sowie die Beisitzer Dorothea Gutmann, Cornelia Seefeld, Ilse Sorensen, Wolf Uhlemann, Frithjof Witte und Helmut Wrensch.

Flensburger Tageblatt, 10.5.1999

Mehrsprachigkeit als Reichtum: „Sprachenland Nordfriesland“

Eine Initiative des Nordfriisk Instituut in Bredstedt

Wer im Auto durch Nordfriesland fährt, der kann auf ungewöhnliche Ortstafeln stoßen, zum Beispiel: „Bredstedt-Bräist“. Eine Ausnahmegenehmigung der Landesregierung von Schleswig-Holstein ermöglicht es den nordfriesischen Gemeinden, unter dem deutschen in kleinerer Schrift auch den friesischen Ortsnamen zu vermerken. Auf diese Weise wird wenigstens ein Zipfelchen dessen sichtbar, was manchmal als „bestgehütetes Geheimnis der Bundesrepublik“ bezeichnet wurde: Hier, im Nordwesten des Bundeslandes Schleswig-Holstein, existiert neben dem Deutschen eine weitere eigenständige westgermanische Sprache, das Friesische. Und nicht nur das: Nordfriesland gehört zu den sprachlich vielfältigsten und interessantesten Gebieten in ganz Europa. Auf engstem Raum begegnen sich hier zwei Hochsprachen – Deutsch und Dänisch – sowie drei Volkssprachen – Friesisch mit neun Dialekten, Plattdeutsch und Sønderjysk (Plattdänisch). Diese Vielfalt ist jedoch vielfach bedroht, gehört teilweise bereits der Vergangenheit an. Um sie für Gegenwart und Zukunft zu bewahren, ist ein neues Sprachbewußtsein erforderlich.

Das Nordfriisk Instituut in Bredstedt entwickelte darum das Projekt „Sprachenland Nordfriesland“. Auf ganz verschiedene Weise sollen die sprachliche Vielfalt Nordfrieslands und die Vorzüge der Zwei- und Mehrsprachigkeit möglichst vielen Menschen vor Augen geführt werden. Insbesondere die Bewohner Nordfrieslands, die Friesisch, Niederdeutsch oder Süderjütisch sprechen, sollen angehalten werden, ihre Sprache an ihre Kinder, Enkel usw. weiterzugeben. Ihnen sollen Wege gezeigt werden, wie dies sinnvoll geschehen kann. Denn viele Menschen in der Region sind mit der Erfahrung aufgewachsen, daß ihre Muttersprache während ihrer eigenen Schulzeit als wertlos angesehen wurde. Ihren Kindern wollten sie diese Erfahrung ersparen und sprachen deshalb zumeist hochdeutsch mit ihnen, damit sie es „einmal besser haben“ in der Schule und im Beruf. Dabei haben viele sprachwissenschaftliche Untersuchungen längst den Wert der Zwei- und Mehrsprachigkeit eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Die Aktion „Sprachenland Nordfriesland“ begann am 14. Juni 1998, dem 50jährigen Jubiläumstag des Vereins Nordfriesisches Institut, mit einem „Sprachen- und Straßenfest“ in Bredstedt, zu dem etwa 4000 Menschen kamen. In einem Festzelt boten zahlreiche Mitwirkende aus Kindergärten und Schulen, Chöre, Theater- und Trachtengruppen sowie Kabarettisten ein mehrstündiges Non-stop-Programm in den verschiedenen Sprachen der Region Nordfriesland. Tauben stiegen zu Beginn auf, Kinder hatten Spaß in einer Hüpfburg und bei Zaubereien, an Flohmarktständen wurden Bücher und vieles mehr angeboten, an Informationsständen gab es Materialien über die Sprachen der Region.

Zum 24. Oktober 1998 lud das Nordfriisk Instituut zu einer sprachwissenschaftlichen Konferenz ein: „Vom Nutzen der Zwei- und Mehrsprachigkeit“. Namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von den Universitäten Flensburg, Hamburg, Kiel und Moskau trugen neue Forschungsergebnisse vor. Aber auch die Praxis der Zwei- und Mehrsprachigkeit kam nicht zu kurz; Lehrkräfte, Kindergärtnerinnen und Mütter, die mit ihren Kindern Friesisch oder Niederdeutsch sprechen, berichteten über ihre Erfahrungen. Die Vorträge der Konferenz – und außerdem weitere Beiträge zum Thema – veröffentlichte das Institut in einer Themenausgabe seiner Zeitschrift „Nordfriesland“ (Nr. 124). Die renommierte Sprachwissenschaftlerin Prof. Dr. Dr. Els Oksaar von der Universität Hamburg etwa stellt darin fest: „Man muß schon bis in den Kaukasus reisen, um eine vielgestaltigere Sprachsituation vorzufinden als in Nordfriesland.“ Und: „Jede Sprache schließt ihre ganz bestimmte Tür zur Welt auf, je mehr Sprachen ein Mensch kann, desto mehr Türen stehen ihm offen.“ Der japanische Germanist Prof. Makoto Shimizu von der Universität Sapporo, der sich intensiv mit dem Friesischen beschäftigt hat, kommt zu dem Ergebnis: „Ohne Identität kann niemand ein glückliches Leben führen. In einer Welt, in der alle dieselben Kleider tragen, alle dasselbe essen und sich alle mit den gleichen Farben schminken, will ich lieber nicht leben.“

Zentraler Bestandteil der Aktion „Sprachenland Nordfriesland“ ist ein graphisch gestalteter Informationsprospekt, der in fünfstelliger Auflage gedruckt wurde und jetzt in zahlreichen Ämtern, Schulen, Büchereien, Sparkassen, Museen ausliegt. Den Blickfang auf dem Titelblatt bildet ein Foto von einem langen Tisch an einem nordfriesischen Deich. An ihm sitzen Menschen jeglichen Alters und unterhalten sich – in den verschiedenen Sprachen der Region. Auf den Innenseiten werden dann Gesprächsszenen von diesem Tisch aufgenommen, und auf populäre Weise werden Hinweise zur Zwei- und Mehrsprachigkeit gegeben.

Auch andere Veranstaltungen und Veröffentlichungen gehören zur „Sprachenland“-Aktion. So hielt der westfriesische Zweisprachigkeitsexperte Koen Zondag im Rahmen der Vortragsreihe „Nordfriesisches Sommer-Institut“ 1998 einen Vortrag über Grundlagen des zweisprachigen Schulunterrichts. Am 23. Juni 1999 referierte der Kieler Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Henning Wode im Nordfriisk Instituut über Vorzüge der Mehrsprachigkeit. Zugleich erscheinen Bilderwörterbücher in mehreren friesischen Dialekten und auf niederdeutsch, und in Kürze wird man über das Internet zum „Sprachenland Nordfriesland“ surfen können (www.nordfriiskinstituut.de). Gefördert wird die Aktion durch verschiedene Geldgeber. In besonders großzügiger Weise beteiligen sich die Sparkassen in Nordfriesland, die Landesbausparkasse, die Provinzial-Versicherung, der Friesenrat – Sektion Nord, das Land Schleswig-Holstein sowie mit kleineren Beiträgen zahlreiche weitere Firmen und Vereinigungen Nordfrieslands. Die

Europäische Union lehnte eine Förderung dagegen bedauerlicherweise ab. Welchen Sinn kann es haben, so wird manchmal gefragt, „Minisprachen“ wie das Friesische zu erhalten? Sollten wir nicht die Vielsprachigkeit aufgeben zugunsten einer Sprache, damit wirklich alle einander verstehen? In einer Welt, die immer anonym und einheitlicher wird, vermittelt die eigene Sprache Nähe und Geborgenheit. Nordfriesisch, das es nur hier und sonst nirgendwo auf der Welt gibt, macht Nordfriesland unverwechselbar. Die bunte Vielfalt ist hier und jetzt einem grauen Einheitsbrei vorzuziehen. Die Mehrsprachigkeit prägt Nordfriesland seit Jahrhunderten. Sie hatte nie etwas zu tun mit dumpfem Provinzialismus, sondern war eher ein Kennzeichen der Weltoffenheit. Kleine Sprachen fordern auch die Eigeninitiative und die Übernahme von Verantwortung für ein ideelles Gut heraus – in unserer Zeit ebenfalls ein wichtiges Anliegen. Im friesischen Fall haben sich in den vergangenen zwei Jahrhunderten immer wieder Männer und Frauen gefunden, die ihre ganze Kraft, manchmal fast jede freie Stunde für die Bewahrung und Fortentwicklung ihrer Muttersprache einsetzten. Auch heute bemühen sich Hunderte Nordfriesen, zusammengeschlossen in mehreren Vereinigungen, um die Sprachen der Region.

Idealistische Arbeit muß zu dem im politischen und gesellschaftlichen Raum gestützt werden. Von Bedeutung sind hier die Zusagen in der Landesverfassung von Schleswig-Holstein, daß die nationale dänische Minderheit und die friesische Volksgruppe – sowie auch die niederdeutsche Sprache – Anspruch auf Schutz und Förderung haben. Die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen, die für Deutschland am 1. Januar 1999 in Kraft trat, bringt ebenfalls einen Fortschritt. Nachholbedarf besteht allerdings noch auf der Ebene des Bundes. Die Verankerung von Minderheitenrechten in der deutschen Verfassung erreichte in der vergangenen Legislaturperiode nicht die erforderliche Mehrheit im Bundestag. Der neue Bundeskanzler Gerhard Schröder hatte vor der Wahl zugesagt, in seiner Regierungserklärung kurz auf die Minderheiten in Deutschland eingehen zu wollen. Doch darauf wartete man vergeblich. Jetzt sind nicht nur Worte, sondern Taten gefragt.

In vielfacher Weise soll auch künftig immer wieder das „Sprachenland Nordfriesland“ vor Augen geführt werden. Die sprachliche Besonderheit Nordfriesland soll nicht nur im Verborgenen blühen, sondern sichtbar sein. Neben deutsch-friesischen Ortstafeln, die es mittlerweile in sechs Gemeinden gibt, ist zum Beispiel gedacht an Willkommensschilder an den Kreisgrenzen und in den Häfen Nordfrieslands, Beschilderungen in Museen, in öffentlichen Gebäuden oder in den Informationszentren des Wattenmeer-Nationalparks. Wer einen Zehn-Mark-Schein an das Nordfriisk Instituut, Süderstraße 30, D-25821 Bräist/Bredstedt, NF, sendet, der erhält Broschüre und Themenheft zum „Sprachenland Nordfriesland“.

*Thomas Steensen,
Direktor des Nordfriisk Instituut Bredstedt*

„Zu früh für mobilen gemeinsamen Einsatz“

Polizeimeister Mørup Hansen: Abwarten, wie sich die Situation entwickelt

APENRADE (uk) „Es ist noch etwas zu früh, schon jetzt das Thema gemeinsamer mobiler Kontrollstreifen an der deutsch-dänischen Grenze zu erörtern“, hat Polizeimeister Michael Mørup Hansen, Apenrade, gestern dem Nordschleswiger erklärt, nachdem der Sprecher des Grenzschutzamtes Flensburg, Polizeihauptkommissar Klaus-Peter Heldt, am Vortag derartige Kontrollen nach Inkrafttreten des Schengener Abkommens in Dänemark als denk- und vorstellbar bezeichnet hatte. Nach dem Durchführungsabkommen zu den Schengener Vereinbarungen „gibt es bisher im Rahmen des Schengener Abkommens die Möglichkeit, daß Polizeikräfte im Nachbarland operieren können“, sagte Mørup, „und zwar zur Verfolgung und zur Observation“ innerhalb bestimmter, festgelegter Zonen. Ob dann eine Weiterentwicklung stattfinden werde, sei zwar denkbar, „aber wir sollten erst nur eine Sache auf einmal tun und abwarten wie sich die Situation gestalten wird“, meinte der Polizeimeister. Dann könne man sehen, ob ein Bedarf vorhanden sei und sich die Entwicklung vollziehe. Das Schengener Abkommen werde in Dänemark voraussichtlich im Oktober 2000 in Kraft treten, sagte Mørup. Ob sich das noch verzögern könne, ließe sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sagen.

Nach dem Schengener Abkommen werden an den Grenzübergängen in der Regel keine Personenkontrollen mehr durchgeführt. Auf Personenkontrollen innerhalb eines mehr oder minder breit bemessenen grenznahen Raumes wollen die nationalen Polizeien jedoch nicht verzichten. Der Bundesgrenzschutz führt beispielsweise sog. Schleierfahndungen an Autobahnen und anderen Straßen durch, in deren Rahmen schwerpunktmäßig beispielsweise die Fahrer und Mitfahrer ausländischer Kraftfahrzeuge personen- und ggf. auch sachüberprüft werden.

Wie sich derartige Kontrollen in Dänemark gestalten werden, ist noch offen. Beim Reichspolizeichef in Kopenhagen „hat gerade vor ein paar Wochen eine Projektorganisation begonnen. Sie erarbeitet in zwei Projektgruppen Vorschläge für die Durchführung der künftigen Kontrollen“, sagte der Apenrader Polizeichef. Ergebnisse lägen noch nicht vor.

Der Nordschleswiger, 24.3.1999

400 Seiten Staatenbericht über deutsche Minderheit

Dänemark legte gestern Europarat Rapport vor und würdigt Rolle als Brückenbauer

KOPENHAGEN (DN) Die dänische Regierung hat dem Generalsekretär des Europarates den ersten Staatenbericht über die deutsche Minderheit übermittelt. Innenminister Thorkild Simonsen sagte gestern in einer Presseerklärung dazu, er habe kürzlich auf einer Sitzung des Kontaktausschusses in Sonderburg „den Eindruck gewonnen, daß der Schutz der Minderheit in Dänemark so gut funktioniert, daß dadurch ein Beispiel für andere in Europa gegeben werden kann. Die Minderheit spielt nicht zuletzt eine sehr positive Rolle als Brückenbauer über die Grenze hinweg“, meinte der sozialdemokratische Minister.

„Ich freue mich darüber, daß der Staatenbericht nachweist, daß Dänemark schon lange Zeit vor der Ratifikation durch den Europarat Lösungen geschaffen hat, die den Grundsätzen der Rahmenkonvention entsprechen.“ Dänemark hatte 1997 die Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten ratifiziert und dabei festgestellt, daß es nur eine nationale Minderheit im Königreich gibt – die deutsche Minderheit in Nordschleswig. Dänemark dokumentiert im Staatenbericht, wie die Freiheitsrechte der deutschen Minderheit in Sprache, Unterricht, Religion und Kultur geschützt sind.

Dänemark leiste besondere Zuschüsse, um eine effektive Gleichstellung zu sichern, heißt es im Staatenbericht, in dem darauf hingewiesen wird, daß Dänemark die Prinzipien der Rahmenkonvention erfüllt und daß deshalb keine Gesetzesänderungen oder Sondermaßnahmen erforderlich sind. Die Grundlage dieser Minderheitenpolitik sei bereits mit den Bonn-Kopenhagener Erklärungen von 1955 geschaffen worden, und Schutz und Förderung seien bereits verwirklicht, heißt es in der Presseerklärung des Innenministeriums.

Der Leiter des deutschen Sekretariats Kopenhagen, Siegfried Matlok, bescheinigte der dänischen Regierung „eine fortschrittliche Minderheitenpolitik und einen sehr umfassenden Staatsbericht“, der die Arbeitsbereiche der deutschen Minderheit auf insgesamt rund 400 Seiten analysiert und beschreibt. Er dankte dem Innenministerium dafür, daß auch Änderungswünsche der deutschen Minderheit im Staatenbericht berücksichtigt worden sind, obwohl der Abschluß unter Zeitdruck gestanden habe.

Matlok kündigte an, „nicht aus Unzufriedenheit“, aber zur Information und zur Präzision werde die deutsche Minderheit einen Ergänzungsbericht an den Europarat ausarbeiten. „Es ist ein wichtiges internationales Dokument, aber es verändert nicht direkt den Alltag für die deutsche Volksgruppe, und Dänemark hat bisher leider noch immer nicht die europäischen Sprachen-Charta von 1992 ratifiziert“, unterstrich der Sekretariatsleiter.

Der Staatenbericht wird nun von einem beratenden Komitee unabhängiger Experten des Europarates geprüft, bevor der Ministerrat sein „Urteil“ abgibt.

Der Nordschleswiger, 25.03.1999

Job-Wunder am Ende?

Seit Beginn der 90er Jahre konnte sich Nordschleswig als Region präsentieren, in der sich ein wahres Wirtschaftswunder vollzog. Seit einigen Monaten mehren sich nun Anzeichen, daß auch in Nordschleswig die Konjunktur abflaut und im Zuge von Fusionen und stärkerem Konkurrenzdruck Arbeitsplätze abgebaut werden

APENRADE Das Kühlgeräteunternehmen Brdr. Gram in Woyens reduziert den Personalbestand von über 1400 um rund 200 Mitarbeiter. Auch der jahrelang expandierende Danfoss-Konzern mit Zentrale in Nordburg auf der Insel Alsens meldete, daß Ende 1998 die Zahl der Arbeitsplätze um 200 unter dem Niveau zu Jahresbeginn lag. Auffällig dabei, daß hauptsächlich einfache Arbeitsplätze von den Kündigungen bzw. Rationalisierungen betroffen sind. Vor einigen Tagen kam dann eine gute Nachricht. Im Zuge der Fusion der beiden dänischen Schlachtereikonzerne Danish Crown und Vestjyske Slagterier wird im Schlachthof Blans bei Gravenstein die Schlachtung und Verarbeitung von Schweinen deutlich erhöht. Dazu werden 200 neue Leute benötigt.

Doch es vergingen nur wenige Tage, dann gab es eine Hiobsnachricht für den Schlachthof Bülderup-Bau zwischen Tinglev und Tondern. Der gesamte Betrieb mit 115 Mitarbeitern soll geschlossen werden. Begründung: Nach der Fusion von Danish Crown und Vestjyske Slagterier gebe es mit Rinderschlachthöfen in Bülderup-Bau und Tondern einfach eine zu große Kapazität im Süden Dänemarks; ein Betrieb müsse verschwinden. Die Belegschaft war schockiert. Sie arbeitet in einem gesunden Betrieb, noch kurz zuvor war angekündigt worden, die Maschinen sollten modernisiert werden.

Auch eine bisher als krisenfest geltende Branche ist von Arbeitsplatzverlusten berührt – die Elektrizitätsversorgung. Im Großkraftwerk bei Apenrade werden rund 50 Mitarbeiter entlassen. Von 400 Arbeitsplätzen noch vor einem Jahr werden demnächst keine 300 übrig bleiben, denn zahlreiche Mitarbeiter gehen zusätzlich in den Vorruhestand. Die Betreibergesellschaft „Sønderjyllands Højspændingsværk“ sieht sich zu durchgreifenden Rationalisierungen gezwungen. Im Zuge der dänischen Elektrizitätsreform werden die Exportmöglichkeiten der großen Steinkohlekraftwerke beschnitten, weil die Exporte jeweils die dänische Kohlendioxidbilanz belasten. Schließlich muß sich das Kraftwerk auch im Rahmen der EU-weiten Stromliberalisierung um Kostensenkung bemühen, um zu verhindern, daß Großkunden aus der Industrie

beispielsweise auf Lieferungen ausländischer Kraftwerke umsteigen.

Die Reformen im Elektrizitätssektor wurden in den vergangenen Jahren mit Angaben vorangetrieben, daß die Preise günstiger werden können. Die privaten Kunden werden davon aber nichts merken, es hat sogar Preiserhöhungen gegeben. Die in Dänemark „grüne Abgaben“ genannten Ökosteuern werden seit Jahren schon auf den Strompreis draufgelegt, um die Bürger von der Energieverschwendung abzuhalten. Auch müssen alle Stromkunden im Lande zur Subventionierung des gegenüber Strom aus den Kohlekraftwerken teureren Windstroms zahlen. Ein Teil der Einnahmen wird zwar zur Förderung von Energiesparmaßnahmen verwendet, doch nicht unbedeutende Summen verschwinden auch in der Staatskasse.

*Volker Heesch in:
Flensburger Tageblatt, 9.4.1999*

Sonderbehandlung ist für Minderheiten unumgänglich

Unverständnis, daß Dänemark Charta für Minderheitensprachen noch nicht ratifiziert hat

APENRADE (clk) „Minderheiten brauchen eine Sonderbehandlung“, forderte Armin Nickelsen, Generalsekretär der Förderalistischen Union Europäischer Volksgruppen (FUEV) zum europäischen Sprachentag.

Aufgrund ihrer Größe, ihrer verstreut lebenden Mitglieder, ihrer kleineren Schulen und längeren Wege hätten die Minderheiten einen besonderen Zuwendungsbedarf.

Auf der Veranstaltung in Apenrade, die von der dänischen Abteilung des Europäischen Büros für Sprachminderheiten (Eblul) organisiert wurde, hatte Jan Knebel, Referent für Jugend und Schule bei der sorbischen Minderheit in Deutschland, die Bedeutung der Charta für Minderheiten und Regionalsprachen erläutert. Die Charta wurde von Deutschland – im Gegensatz zu Dänemark – bereits ratifiziert und in geltendes Recht umgesetzt. Dies sei aber nicht als Schluß-, sondern als Ausgangspunkt für einen weiteren aktiven Schutz der Minderheitensprachen zu verstehen, so Knebel.

Die Sorben, die vorwiegend in Brandenburg und Sachsen wohnen, haben schon seit 50 Jahren gesetzliche Garantien. Dennoch bleibe, auch mit der Sprachencharta, noch einiges zu wünschen übrig, bewertete Knebel. Bei Einstellungen werde nicht Rücksicht darauf genommen, ob die Bewerber auch sorbisch sprächen, obwohl die Bürger ein Recht darauf haben, ihre Amtsgeschäfte auf sorbisch zu erledigen. Amtliche Dokumente würden nach wie vor fast ausschließlich in deutsch verfaßt. Die eigene Darstellung in Printmedien und

Hörfunksendungen sei befriedigend. Allerdings gebe es noch Schwierigkeiten mit sorbischen Fernsehprogrammen. Dabei sei die Medienpräsenz nach Ansicht Knebels ein ganz wesentlicher Faktor für die Bewußtmachung des Sorbischen. Armin Nickelsen berichtete, daß Dänemark noch immer nicht die Sprachencharta unterzeichnet habe. „Es ist mir unverständlich, warum Dänemark noch im Heuhafen nach den 35 Artikeln der Charta sucht, die es unterzeichnen will.“ Dieser Einschätzung schloß sich auch Dan Agervig, sozialdemokratischer Spitzenkandidat in Nordschleswig für die Wahl zum Europäischen Parlament, an. Er forderte, daß Minderheitenschutz im globalen Rahmen betrieben werden müsse. Im europäischen Bereich sei vielfach die positive Sonderbehandlung schon verwirklicht. Die deutsche Minderheit in Dänemark spiele seiner Ansicht nach eine wichtige Rolle als Brückenbauer zwischen den beiden Ländern. Agervig regte an, im Grenzland ein zweisprachiges Ausbildungszentrum zu etablieren. Zweisprachigkeit sichere die Zukunft.

Der Nordschleswiger, 27.4.1999

Dänemark als Haupt-Sponsor

Die deutsche Minderheit nördlich der Grenze wird nicht mehr hauptsächlich aus dem deutschen Mutterland finanziert, sondern durch Zuschüsse aus Dänemark. Das wurde auf der Delegiertenversammlung des Bundes deutscher Nordschleswiger bekannt.

TINGLEFF (fju) Die deutsche Volksgruppe in Dänemark lebt immer mehr von Zuschüssen des dänischen Staats und immer weniger von Bundes- und Landesmitteln aus Deutschland. Darauf hat der Geschäftsführer des Bundes deutscher Nordschleswiger (BdN), Hermann Heil, auf der Delegiertenversammlung des BdN in Tingleff hingewiesen. So seien die Zuschüsse des dänischen Staats im vergangenen Jahr um 3,3 Millionen Kronen gestiegen, während die Bundesrepublik und Schleswig-Holstein 300 000 Kronen weniger überwiesen hätten.

Umgerechnet etwa 16 Millionen Mark erhielt der BdN als Dachverband der 15 000 Angehörige starken Minderheit aus Kopenhagen. 6,1 Millionen Mark steuerten dänische Kommunen bei. Bonn überwies 15,6 Millionen, Kiel 2,5 Millionen Mark. In Prozenten ausgedrückt: 44,3 Prozent der Zuschüsse stammen aus dänischen öffentlichen Töpfen, 35,7 Prozent aus deutschen. Vor fünf Jahren sei das Verhältnis noch umgekehrt gewesen. „Weitere Kürzungen würden unliebsame Einschnitte in unserer Arbeit bedeuten“, warnte Heil. BdN-Hauptvorsitzender Hans Heinrich Hansen, von den 200 Delegierten mit großer Mehrheit im Amt bestätigt, erkennt eine steigende Akzeptanz der Volksgruppe von außen: „Wir sind von einer Gleichberechtigung von Minderheit und Mehrheit zu einer Gleichwertigkeit

gekommen.“ Deshalb sei es selbstverständlich, daß die deutsche Volksgruppe dem 150jährigen Bestehen der dänischen Verfassung am 5. Juni mit einer eigenen Veranstaltung auf dem Knivsberg gedenke. „Ein ebenso großes Bedürfnis ist es uns, an das 50jährige Bestehen des Grundgesetzes zu erinnern“, so Hansen weiter. Die deutsche Verfassung habe auch für die Nordschleswiger „eine identitätsstiftende Ausstrahlung“ gehabt.

„Um die Kommunikation zwischen dem BdN und den Einzelverbänden der Minderheit zu stärken“, so Hansen, wurde nach langer Debatte ein Verbandsausschuß als neue Schaltstelle der Volksgruppe ins Leben gerufen – entgegen der ursprünglichen Absicht jedoch ohne Vetorecht gegenüber den einzelnen Organisationen.

Flensburger Tageblatt, 29.4.1999

Schleswigsche Partei: Neuer Chef

TINGLEFF (fju) Die Partei der deutschen Volksgruppe in Dänemark, die Schleswigsche Partei (SP), hat einen neuen Vorsitzenden: Gerhard Mammen übernimmt das Amt nach neun Jahren von Peter Bieling.

Das hat die Delegiertenversammlung des Bundes deutscher Nordschleswiger beschlossen.

Der scheidende Vorsitzende Bieling bedauerte in seiner Abschiedsrede vor 180 Delegierten in Tingleff, der SP sei es „nicht immer gelungen, sich als Vordenker zu verkaufen, obwohl wir es waren“. Als Beispiel nannte Bieling den heute verwirklichten grenzüberschreitenden Einsatz deutscher und dänischer Rettungswagen. Als die SP vor Jahren als erste einen entsprechenden Vorschlag gemacht habe, sei sie ausgelacht worden. Als Weiterentwicklung schlug Bieling eine grenzüberschreitende Kooperation auch bei Rettungshubschraubern vor.

Auf der parteiinternen Wunschliste „ganz oben“ plazierte Bieling eine hauptamtliche Stelle für Öffentlichkeitsarbeit. Bei der Abgrenzung der SP zur politischen Konkurrenz, stellte der scheidende Vorsitzende fest: „Unsere Politik beruht auf Pragmatismus, nicht auf Ideologien.“

Nachfolger Mammen erklärte, er habe „ein großes Erbe anzutreten“. Er rief dazu auf, alle Kräfte auf die Kommunalwahlen 2001 zu konzentrieren, um das „enttäuschende Ergebnis“ des letzten Urngangs 1997 zu überwinden. Der 37jährige Mammen stammt aus Rothenkrug und arbeitet seit 15 Jahren als Datenkaufmann bei der Telefongesellschaft TeleDanmark in Apenrade. Neun Jahre war er Vize-Chef der SP.

Flensburger Tageblatt, 29.4.1999

Europaminister eröffnete Europa-Akademie

Gestern wurde die Europäische Akademie bei der Akademie Sankelmark formell eröffnet. Die Einweihung ist gleichzeitig Auftakt für eine Europawoche zu verschiedenen Themen.

FLENSBURG (Ino) Schleswig Holsteins Europa- und Justizminister Gerd Walter (SPD) hat davor gewarnt, sogenannten ethnischen Säuberungen und Völkermord tatenlos zuzusehen. „Wenn das Schule macht, dann wäre das Projekt der europäischen Einigung am Ende“, sagte Walter gestern bei der Eröffnung der Europawoche in der Akademie Sankelmark bei Flensburg. „Europa ist eine Wertegemeinschaft und nicht nur eine Wirtschaftsgemeinschaft.“

In Sankelmark wurde gleichzeitig die Europäische Akademie Schleswig-Holstein eröffnet. Der Minister und der Vorstandsvorsitzende der Europaakademie, Jürgen Schöning, Kiel, pflanzten sechs Bäume aus Ländern des Ostseeraumes, um damit das Weiterwachsen der Europäischen Union zu symbolisieren. Die seit 1978 bestehende, vom nordfriesischen Leck nach Sankelmark verlegte und neukonstruierte Europaakademie umfaßt künftig drei Hauptzweige. Das sind außer der eigentlichen Akademie mit ihrem breiten europäischen Bildungsprogramm die spezialisierte neue Justiz- und Rechtsakademie des Nordens sowie die Akademie für Belange der Minderheiten.

Flensburg Avis, 4.5.1999

Plädoyer für Europa

Auszeichnungen für Olaf Cord Dielewicz und Kresten Philipsen

FLENSBURG (mei) Eine Premiere mit „Doppelschlag“ gab es gestern im Flensburger Rathaus: Flensburgs Oberbürgermeister Olaf Cord Dielewicz und Nordschleswigs Amtsbürgermeister Kresten Philipsen wurden als erste mit der Europa-Union-Medaille des Landesverbandes Schleswig-Holstein ausgezeichnet zum Auftakt der 31. Nordeuropäischen Gespräche, zu denen sich Vertreter der dänischen Europa-Bewegung und der Landesverbände Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern in Sankelmark trafen. Ihr Thema: „Die Ostsee – künftig ein Binnenmeer des Eurolands? Die Währungsunion und die Ostseekooperation.“ „Sie haben beharrlich und geduldig die Zusammenarbeit im Grenzland gepflegt, auch in Zeiten, in denen Ihnen in Dänemark der Wind aus Richtung der EU-Gegner kräftig ins Gesicht geblasen hat“, würdigte der schleswig-holsteinische Landesvorsitzende der Europa-Union, Dr. Bodo Richter, das Engagement von

Kresten Philipsen. „Sie mußten fundamentalen Widerstand gegen die Gründung der Grenzregion Schleswig/Sønderjylland ertragen.“ In seiner Laudatio für Oberbürgermeister Dielewicz sprach der Landtagsdirektor und Vorsitzende der Europäischen Akademie in Sankelmark, Dr. Jürgen Schöning, von einem Pragmatiker mit Mut sowie ein wenig Ungeduld und großem Engagement für Europa.

Dr. Bodo Richter, der demnächst den Vorsitz abgibt, weil er Kulturstaatssekretär in Sachsen-Anhalt wird, hatte die Tagung eröffnet. Finn Olsen, Vorsitzender der Europa-Union im dänischen Frederiksborg-Amt und Prof. Dr. Joachim Gasiiecki, Landesvorsitzender in Mecklenburg-Vorpommern, betonten die Bedeutung des Themas der Tagung, die morgen endet.

In seinem Fachvortrag wies Olaf Cord Dielewicz auf die Vorteile der europäischen Währungsunion hin. Er zeigte sich überzeugt, daß neben Griechenland innerhalb der nächsten fünf Jahre auch die skandinavischen Länder und Großbritannien beitreten werden. Der Oberbürgermeister vertrat die These, daß eine Währungsunion ohne Staat auf Dauer nicht funktionieren könne, und erhob die eindringliche Forderung nach einer europäischen Verfassung und Bildung eines europäischen Bundestaates.

Flensburger Tageblatt, 9.5.1999

15 Millionen Kronen für neues Institut

Clausen-Fonds fördert die Forschung

SONDERBURG Interessante Neuigkeiten gibt es aus dem Teilbereich Sonderburg der Süddänischen Universität, die erst im August 1998 durch Fusion von Hochschulen und Universitäten entstanden ist. Dort wird ein neues Forschungsinstitut der naturwissenschaftlichen Fakultät mit Mitteln des „Bitten und Mads Clausen Fonds“ eingerichtet. Die Universität erhält 15 Millionen Kronen aus dem Fonds, die dieser aus dem Gewinn des expandierenden dänischen Konzerns Danfoss schöpfen kann, der seit Jahrzehnten auch eine Fabrik in Flensburg betreibt. Womöglich gab es Hintergedanken, auch in den Genuß der Forschungsresultate des auf Produktentwicklung in den Bereichen Elektronik, Mechanik und Vermarktung spezialisierten neuen Institutes zu kommen, das nach dem Danfoss-Gründer den Namen Mads-Clausen-Institut erhält.

15 festangestellte Forscher und 40 weitere Mitarbeiter mit befristeten Aufträgen sollen im neuen Forschungsmilieu in Sonderburg tätig werden, das ab Herbst 2000 auch Studenten ausbilden wird. Für den Hochschulstandort Sonderburg – seit Jahren auch Partner der Flensburger Hochschulen – ist das neue Institut, dessen Finanzierung der Danfoss-Fonds für zunächst fünf Jahre sichert, von großer

Bedeutung, denn nach der Fusion waren auch Sorgen laut geworden, der von der Größe her dominierende Partner Universität Odense innerhalb der Süddänischen Universität könnte auf längere Sicht der „Zweigstelle“ in Nordschleswig das Wasser abgraben, weil es viele Studenten doch eher in Universitäten mit einem breiten Angebot von Fakultäten zieht.

*Volker Heesch in:
Flensburger Tageblatt, 18.5.1999*

Aufgewärmte Themen statt Kosovo

ECMI nach drei Jahren schon ein Auslaufmodell

APENRADE Nichts ist besser geeignet, seine Existenzberechtigung unter Beweis zu stellen, als am „Tag der offenen Tür“ Geldgebern, Kollegen und einer interessierten Öffentlichkeit zu zeigen, was man zu leisten vermag, daß man auf der Höhe der Diskussion ist und welche Perspektiven man anbieten kann.

Nichts davon ist dem European Center for Minority Issues (ECMI), Flensburg, bei seinem zweiten Tag der offenen Tür gelungen. Kein Vortragsthema des Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen beschäftigte sich explizit mit jenen Fragen, die uns täglich durch die Presse und in Fernseh-Sendungen vor Augen geführt werden. Hätte man von einem „Center for Minority Issues“ nicht erwarten können, daß es zur Situation der Kosovaren, zumal auf dem Hintergrund von zehn Jahren Krieg, Völkermord und Vertreibung im ehemaligen Jugoslawien, Stellung nimmt und die Lösungsversuche samt deren Scheitern einer kritischen Bewertung unterzieht? Das wären Vorträge gewesen, bei denen die Bedeutung von „Minority Issues“ und damit der Sinn des „European Center“ der Öffentlichkeit an einem Tag der offenen Tür hätte vermittelt werden können.

Statt dessen ging es brav um die Bedeutung von Minderheitensprachen, um Minderheitenangelegenheiten in Estland, Lettland und Litauen und um Minderheiten auf kargen Inseln. Ja, um Himmels willen – wen wollte man denn mit diesen aufgewärmten Themen in den Elfenbeinturm hineinlocken, zumal drei der vier Vorträge zum Nachweis der Internationalität auf englisch gehalten wurden?

Tag der offenen Tür – ja, da müßte das European Center for Minority Issues doch eigentlich zeigen, welche Impulse vom Flensburger Kompagnietor ausgehen sollen und – im Sinne seines geistigen Vaters Kurt Hamer – was die deutsch-dänische Grenzregion zur Analyse dessen beizutragen hat, was Europa und die Welt zur Zeit bewegt.

Der Welt und dem restlichen Europa muß die Botschaft des ECMI sicherlich auf englisch mitgeteilt werden, am Tag der offenen Tür sollte das European Center seine Botschaft den Gästen aus der Stadt und der Region aber auf deutsch und

dänisch präsentieren – sofern man denn im Kompagnietor überhaupt zu den drängenden Fragen der Zeit eine Analyse parat hat.

Ein paar Broschüren, Tagungsberichte und Diskussionsbeiträge lagen zum Mitnehmen aus. Offensichtlich war das ECMI sich dessen bewußt, daß diese Produktion nicht für eine öffentliche Präsentation taugte, und so präsentierte man denn bereits zum zweiten Mal das Buch „Vom Kanon der Kulturen“ des schleswig-holsteinischen Minderheitenbeauftragten Kurt Schulz und des Landtagsmitarbeiters Karl Rudolf Fischer. Immerhin versuchte das ECMI mit der Präsentation dieser Veröffentlichung und mit den Ausstellungstafeln des Schleswig-Holsteinischen Landtags zur Minderheiten und Volksgruppenpolitik in Schleswig-Holstein seine Verwurzelung in der Region unter Beweis zu stellen. Gar nicht so schlecht war die Idee, Schüler der Flensburger Waldorfschule Projektarbeiten zu Minderheitenfragen, zur Verfolgung von Minderheiten und Andersdenkenden und zu Lösungsansätzen für ein friedliches Umgehen miteinander vorstellen zu lassen. Es ist gewiß nicht die Schuld der Schüler, wenn dieses Vorhaben gründlich daneben gegangen ist. Man fragte sich vielmehr, was die Lehrer von diesem Thema wußten und warum sie den Schülern nicht den Weg in die Büchereien und zu den Institutionen der Gruppen, über die referiert wurde, gewiesen haben. Es gibt den Landesverband der Sinti und Roma in Schleswig-Holstein, der weiterhilft, wenn man sich mit diesem Thema beschäftigt. Es gibt die Forschungseinrichtungen der dänischen Minderheit, der deutschen Minderheit und der friesischen Volksgruppe, die offen sind für Schülerprojekte dieser Art und gerne beraten, damit möglichst schon sachliche Fehler im Titel – erst recht dann im Inhalt – vermieden werden. Die Frage ans ECMI lautet, wie kommt es zu dem Titel „Das deutsch-dänische Modell und seine Entstehung ab 1864“? – Zwar betont das ECMI, die Flensburger Waldorfschüler fachlich unterstützt zu haben, aber die fachlichen Berater des ECMI und die begleitenden Lehrkräfte scheinen – das zeigte insbesondere dieser Vortrag – auch nicht eine Spur von Ahnung gehabt zu haben.

Sollte die fachliche Beratung des ECMI bei den wirklich hochbrisanten Fragen der europäischen Minderheitenangelegenheiten zu ähnlichen Ergebnissen führen wie bei der fachlichen Unterstützung der Waldorfschüler, müßte man das Schweigen des European Center for Minority Issues zum Kosovo eher begrüßen als bedauern.

*Frank Lubowitz in:
Der Nordschleswiger, 21.5.1999*

ECMI weist Kritik zurück

Sprachprobleme: Das ECMI bittet um Verständnis dafür, daß Englisch und

Französisch die beiden Sprachen sind, in denen die Arbeitsergebnisse am leichtesten zu präsentieren sind.

Der Direktor des „Europäischen Minderheitenzentrums“ (ECMI), Francois Grin, weist die Kritik an der Arbeit des Zentrums, wie sie zuletzt vom Historiker Frank Lubowitz von der Historischen Forschungsstelle der deutschen Volksgruppe in Apenrade anlässlich des Tages der offenen Tür im ECMI geäußert wurde, entschieden zurück. Die Behauptungen, daß wir uns nicht mit aktuellen Minderheitenproblemen beschäftigen, entbehren jeglicher Grundlage. Sowohl die erste als auch die letzte Veröffentlichung des ECMI behandelt die Situation im Kosovo. Mit Forschung, Aufklärung und Konfliktlösungsmodellen versuchen wir zur Lösung aktueller Probleme wie etwa auf Korsika beizutragen, sagt Francois Grin. Der Direktor des ECMI weist darauf hin, daß er in einem Brief an Frank Lubowitz jeden Kritikpunkt widerlegt habe. Grin, der aus der französischsprachigen Schweiz stammt und selbst sechs Sprachen beherrscht, bittet um Verständnis dafür, daß das ECMI hauptsächlich Englisch und Französisch als Arbeitssprache gebrauche.

Sowohl der ECMI-Vorstand als auch der Mitarbeiterstab sind international geprägt, und nicht alle haben Deutsch oder Dänisch als Muttersprache. Der Gebrauch grenzüberschreitender Sprachen fördert das internationale Verständnis für die Arbeit des ECMI, wie überhaupt jegliche Sprache dazu beiträgt, Herz und Verstand zu öffnen, meint Grin.

Der Direktor stimmt zudem weder mit seinem Vorgänger, Stefan Troebst, darin überein, daß Flensburg zu provinziell sei, noch teilt er die regionale Kritik, daß das ECMI zu wenig in die Region ausstrahle. Grin verweist darauf, daß das ECMI einen internationalen Auftrag habe. Aber er meint auch, daß Flensburg gerade wegen der Erfahrungen im Grenzland der richtige Standort für das ECMI sei.

Auf beide Kritikpunkte kann nur mit vermehrter Mobilität reagiert werden. Die Mitarbeiter des ECMI sind zum Teil in ganz Europa unterwegs. Gleichzeitig bemühen

wir uns bewußt darum, Treffen in Flensburg zu arrangieren, selbst wenn es schwer fällt, Experten und Referenten hierher zu holen, sagt Francois Grin.

Flensburg Avis, 22.5.1999

*Dänische Ärzte sahen passiv dem Tod deutscher Flüchtlinge zu
Nach Kriegsende starben Tausende von Kindern in den
Internierungslagern/Studie erschreckt Öffentlichkeit*

Tausende deutscher Flüchtlinge, die in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges

nach Dänemark flohen, starben dort in Internierungslagern, weil die Behörden ihnen ärztliche Hilfe verweigerten. Dies geht aus einer Studie der dänischen Ärztin und Historikerin Kirsten Lyloff hervor, die demnächst in einem Fachblatt der Kopenhagener Universität erscheint.

Kopenhagen, 24. Mai. Die am Sonntag in der Zeitung *Politiken* veröffentlichten Ergebnisse decken ein bisher unbekanntes Kapitel der dänischen Kriegsgeschichte auf. Allein im Jahr 1945 starben in den Lagern mehr als 13 000 deutsche Flüchtlinge, unter ihnen 7 000 Kinder, von denen die meisten noch nicht fünf Jahre alt waren. Die Säuglingssterblichkeit lag bei nahezu hundert Prozent.

Die häufigsten Todesursachen waren Unterernährung, Flüssigkeitsmangel, Darm- und Mageninfektionen sowie Scharlach – Krankheiten, die man laut Lyloff leicht hätte behandeln können. Doch obwohl die Gesundheitsbehörden über die katastrophalen sanitären Verhältnisse in den Lazaretten Bescheid wußten, hätten sie sich geweigert zu helfen.

Die Verantwortung für die rund 250 000 in den letzten Kriegsmonaten nach Dänemark geströmten Flüchtlinge lag zuerst bei der deutschen Besatzungsmacht, ging nach der Befreiung aber auf die dänischen Behörden über. In dänischen Krankenhäusern wurden die Flüchtlinge dennoch abgewiesen; sie in den Lagern zu behandeln, weigerten sich die Ärzte. Der Ärzteverband beschloß, nur Flüchtlinge mit ansteckenden Krankheiten, die eine Epidemie unter der dänischen Bevölkerung hätten auslösen können, zur Behandlung zuzulassen.

Hilfe für die Deutschen würde den Beziehungen zu den Alliierten schaden, lautete die offizielle Begründung für die Abweisung. Dänische Historiker sind überzeugt, daß die Flüchtlinge Opfer der zu Kriegsende verständlicherweise stark antideutschen Stimmung wurden. „Die Ärzte und Beamten waren hellhöriger für Volksabstimmungen als für die hungernden und sterbenden Flüchtlinge“, meint Lyloff.

Politiken nennt das Schicksal der Flüchtlinge, von denen viele bis 1949 streng isoliert von der heimischen Bevölkerung in Lagern gehalten wurden, die „größte menschliche Tragödie der dänischen Kriegsjahre“ und bezeichnet nicht nur die „hier dokumentierte dänische Unmenschlichkeit“, sondern vor allem deren „massive Verdrängung“ in den Jahren danach als „erschreckend“.

Die allgemeine Auffassung sei heute, daß Dänemark die deutschen Flüchtlinge damals anständig behandelt habe, schreibt Kirsten Lyloff. „Nirgends kann man lesen, daß dänische Ärzte in Wirklichkeit passiv zusahen, während Deutsche und vor allem deutsche Säuglinge zu Tausenden starben.“ Die hohe Todesrate in den Internierungslagern, in denen fast so viele Säuglinge starben wie zur Welt kamen, wurde offiziell stets mit den Strapazen und der mangelhaften Ernährung während der Flucht begründet. „Babys sterben nicht im November, weil ihre Mutter im April floh“, erwiderte Lyloff, „sondern aus Mangel an Fürsorge im November.“

Die Ärztin war beim Besuch eines Friedhofs, bei dem sie über die unverhältnismäßig große Zahl deutscher Kindergräber stutzte, auf das bisher von Historikern ignorierte Thema gestoßen. „Ich verstehe, daß die Dänen die Deutschen als Feinde sahen“, sagt sie. „Aber wie können kleine Kinder Feinde sein?“

*Hannes Gamillscheg in:
Frankfurter Rundschau*

50 Jahre Grenzfriedensbund – ZEITZEUGEN GESUCHT –

1990 hat der Grenzfriedensbund sein 40jähriges Jubiläum begangen. Aus diesem Anlaß erschien als Sonderpublikation eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte unseres Verbandes (Tilmann Eysholdt, Im Spannungsfeld von Nation und Europa. Der Grenzfriedensbund 1950-1990, 194 S., Flensburg 1990).

Zum 50. Jubiläum im Jahre 2000 möchten wir in den Grenzfriedensheften die Mitglieder des Grenzfriedensbundes zu Worte kommen lassen:

- Was verbindet Sie mit der sozialen Arbeit des Grenzfriedensbundes?
- Welche Bedeutung haben für Sie die Grenzfriedenshefte?
- Haben Sie Erinnerungen an Personen, an lustige oder ernste Ereignisse aus der Geschichte des Grenzfriedensbundes?
- Besitzen Sie Fotos oder andere Materialien, die Sie zur Illustration (leihweise) zur Verfügung stellen können?

Wir freuen uns auf Ihre
kurzen oder längeren Manuskripte!

Ihre Redaktion der Grenzfriedenshefte